



Gewalt und Antisemitismus: Normannia-Aussteiger im Interview auf Seite 11

HEIDELBERG

Juli 2021 – Nr. 193

UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGEBROCHEN

www.ruprecht.de @f@r@ruprechtHD

Das M-Wort

von Natascha Koch

Im englischsprachigen Raum verhält es sich ganz einfach mit den rassistischen Begriffen. Das N-Wort sagt man nicht, Punkt. Im Deutschen denkt da jeder irgendwie anders darüber nach. Also das N-Wort würde ich auch im Deutschen nicht sagen. Aber wie verhält es sich mit den 1000 anderen rassistischen Begriffen, die sich über Jahrzehnte des Kolonialismus hinweg in unseren Sprachgebrauch eingebürgert haben?

Ich will sie nicht sagen. Und ich finde auch, dass andere sie nicht in den Mund nehmen sollten, also die, die nicht Schwarz sind. Das ist doch klar, oder nicht? Irgendwie scheint in Heidelberg diese Meinung so umstritten zu sein wie die Frage um die Souveränität Palästinas.

In der Unteren Straße gibt es so ein Lokal. Ihr wisst, welches ich meine. Wie so vieles in Heidelberg ist es uralt, es beruht auf Tradition und ist nicht offen für Veränderung. Ich war bisher einmal in diesem Lokal. Nachdem ich im Zuge dessen über die kolonialistische Assoziation des Namens aufgeklärt wurde, habe ich es strikt gemieden.

Das hat sich auch in der letzten Woche als absolut richtige Wahl erwiesen. Statt mein Lokal das N-Wort mit „-er“ zu nennen, nenne ich es das N-Wort mit „-a“ am Ende, wie wär’s? Das hört sich total absurd an, weil es genau das ist. Das weiß ich und das weiß mein:e liberal:e ruprecht-Leser:in. Aber genauso wissen das die Besitzer:innen.

Die Klage gegen den Namen dieses Lokals ist berechtigt. Aber müssen wir ihnen jetzt immer noch so viel Aufmerksamkeit schenken? Der Backlash gegen eine Belagerung des Lokals von politischen Aktivist:innen wird mehr Profit erzeugen, als durch die Pandemie verloren gegangen ist. Ihr meint es doch gut. Und Awareness ist wichtig. Aber genauso wichtig ist es, Rassist:innen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dieses Lokal reibt sich die Hände an eurer Empörung. Und ihr steigert euch immer weiter rein. Mit Rassist:innen gibt es keine produktiven Gespräche. Sie nehmen zwei Buchstaben weg und lachen über die 10000 Klicks in der RNZ. Lasst sie in Frieden, klärt über sie auf, aber boykottiert sie ein für alle Mal. Mehr hat dieser Drecksladen nicht verdient.

Tier, Mensch und Stadt auf Seite 9



Foto: ani

Sperrzone Neckarwiese

In Folge von Krawallen patrouilliert mehr Polizei auf der Neckarwiese. Auch nach der Pandemie sollen verschärzte Vorschriften gelten

Seit den Ausschreitungen am Pfingstwochenende gilt bis zum 12. Juli eine allgemeine Befristung, die ein Aufenthaltsverbot ab 24 Uhr, ein Alkoholverkaufsverbot von 23 bis sechs Uhr und ein Alkoholkonsumverbot ab 24 Uhr vorsieht.

„Wir haben sehr viele Anrufe von Anwohnern erhalten, die besorgt, aber auch wütend über die mehrmals vorkommenden Ausschreitungen auf der Neckarwiese sind“, sagt Tim Herre, stellvertretender Amtsleiter für Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Heidelberg. „Sie verlangen deshalb unter anderem ein Durchfahr- und Parkverbot in der Uferstraße, teilweise auch generelle Aufenthaltsverbote, Grill- und Bluetooth-Box-Verbot“. Die Verbote, die von den Anwohner:innen

gefordert werden, würden sich auf bestimmte Uhrzeiten am Wochenende beschränken.

Im letzten Monat wurden vermehrt Polizeistreifen eingesetzt, genauso Polizeipferde. Das Polizeipräsidium Mannheim begründet das ähnlich wie Herre: „Mit den Ausschreitungen auf der Heidelberger Neckarwiese am Pfingstwochenende haben wir noch einmal eine deutliche Zuspitzung der Sicherheitslage an der Neckarwiese erfahren“, schreiben es auf Anfrage des *ruprecht*.

„Zusätzliche Polizeikräfte [handeln] brennpunktorientiert, vornehmlich [...] am Wochenende“. Ziel sei es, „schnell gegen einzelne Krawallmacher vorzugehen, die die Sicherheit friedlich Feiernder gefährden oder gar Straftaten begehen.“

Der schmale Grat zwischen Feiern und Ausschreitungen stelle sie aktuell vor besonderen Herausforderungen: „Oftmals genügt ein einzelnes Wort eines Feiernden oder eine Ansprache einer Polizeistreife, um bei einzelnen Personen oder Gruppen Gewalt auszulösen“, schreibt sie.

Sofern die Situation nicht mehr kommunikativ gelöst werden könnte und eine Eskalation der Lage drohe, sei die Polizei verpflichtet, entsprechend darauf zu reagieren: „Es gilt hier nochmals klarzustellen, dass sich die Mehrheit der Anwesenden auf der Neckarwiese friedlich verhält und polizeiliche Maßnahmen nicht erforderlich machen“, so die Polizei.

Seit 1976 gibt es die Neckarvorland-Satzung, diese regelt auch die

Vorschriften für die Neckarwiese in Heidelberg. Nun soll sie aber neugefasst werden. Am 22. Juli entscheidet der Gemeinderat Heidelberg darüber, so Tim Herre. Aktuell würde noch überfolgende Punkte diskutiert werden: Bluetooth-Box-Verbot ab 22 oder 23 Uhr, Nachtruhe ab 22 Uhr. Man dürfe zwar trotz Nachtruhe nach 22 Uhr auf der Neckarwiese verweilen, zu laute Gruppierungen dürften aber von der Polizei der Wiese verwiesen werden.

„Wir würden liebend gerne auf alle diese Maßnahmen verzichten“, sagt Tim Herre. „Aber die Krawalle auf der Neckarwiese an den Wochenenden und die Klagen der Anwohner verleiten uns zu diesen Maßnahmen.“

(vim)

Ein Vorreiter unter den Fakultäten

Vorlesungen für Erst- und Zweitsemester: Das juristische Seminar wagt sich an die Hybridlehre

Die Altstadt ist von Menschen nur so überlaufen, in den Vorlesungssälen herrscht immer noch gähnende Leere. Nun hebt sich die juristische Fakultät von vielen anderen Fakultäten ab.

Mit einem Hybrid-Lehren-Format ermöglicht sie ihren Studierenden erstmals seit der Pandemie wieder ein bisschen normalen Universitätsalltag. In den großen Grundkursen kann ein Teil der Studierenden die Vorlesung in Präsenz besuchen, wäh-

rend der andere Teil von Zuhause aus die Vorlesung verfolgt.

Da die erlaubte Personenzahl von den Räumlichkeiten abhängt, kann nur ein kleiner Teil der Studierenden in Präsenz erscheinen. Aufgrund dessen wurde den Studierenden von der Fakultät feste Vorlesungstermine zugewiesen, an denen sie in der Uni erscheinen dürfen. Im Vorlesungssaal gilt aber nach wie vor Abstand und die Maskenpflicht.

„Die Öffnungen sind ein super Angebot für uns Studierende“, sagt Anneliese Heindel von der Fachschaft Jura. „Wir haben uns sehr gefreut, als wir über die Öffnungen in Kenntnis gesetzt wurden.“ Gerade für diejenigen am Anfang ihres Studiums, die noch nie einen Vorlesungssaal von innen gesehen haben, sei das eine willkommene Abwechslung. Auch einige Lehrende setzten sich engagiert für die Hybrid-Lehre ein.

In Zukunft wünscht sich die juristische Fachschaft eine dauerhafte Live-Übertragung der Vorlesungen, sodass Studierende unabhängig vom Aufenthaltsort die Vorlesung verfolgen können.

Bei der derzeitigen Infektionslage bleibt abzuwarten, welche weiteren Öffnungen möglich sein werden. Allerdings müssen Öffnungen „geplant und umgesetzt werden“, so die juristische Fakultät.

(jsp)



Drei Autor:innen gehen einer Frage auf den Grund: Was ist Zeit?
auf Seite 6

STUDENTISCHES LEBEN



Stell dir vor, du stellst dir nichts vor – was ist Aphantasie?
auf Seite 13

WISSENSCHAFT



Wie komplex ist der Nahostkonflikt wirklich? Ein Interview auf Seite 17

WELTWEIT

Für immer mit Maske?



Marius, 22
Physik

Ja, im Wartezimmer beim Arzt ist es schon sinnvoll, eine Maske zu tragen. Oder auch, wenn man selber z.B. erkältet ist und Einkaufen gehen will.



Arne, 24
Systembiologie

Nein, bitte nicht. Gesichter von Menschen sehen zu können ist schon fröhlich! Wenn man krank ist, dann ist es natürlich okay und sinnvoll, Maske zu tragen.



Martina, 24
Biologie

Es war bisher ganz schön, ein Jahr lang nicht die Grippe zu haben, also wenn jemand krank ist, sollte die Person schon eine Maske tragen. Ich glaube Corona wird nie ganz vorbei sein. Es wird wahrscheinlich Teil unseres Lebens – wie die Grippe.

Vor Corona belächelt, mittlerweile Teil des Alltags – viele wollen Schutzmasken so schnell wie möglich loswerden. Doch sollte man nach der Pandemie in der Öffentlichkeit Masken tragen? **(lkj)**

PRO

Florian Neuhann
ist Epidemiologe am Heidelberg
Institut für Global Health



Tim Nusser
war 2017 FDP-Bundestagskandidat
für Heidelberg/Weinheim

CONTRA

Die Covid-19 Pandemie hat bewiesen, wie schnell sich Infektionskrankheiten verbreiten können. Vor allem virale Atemwegserkrankungen, die über Tröpfcheninfektionen übertragen werden, breiten sich ohne Hygienemaßnahmen potenziell schnell aus. Das Coronavirus war hier ein besonders gefährlicher Erreger. Aber v.a. für Menschen mit Vorerkrankungen, mit eingeschränktem Immunsystem oder für ältere Menschen kann auch bereits die jährliche Grippewelle eine ernsthafte Bedrohung darstellen. Deshalb sollten wir die Lehren aus der Pandemie ziehen und als Gesellschaft in Zukunft wachsamer sein, was leicht übertragbare Infektionskrankheiten angeht. Neben regelmäßigen (und richtigem) Händewaschen, Nies- und Hustetiketten und Kontaktvermeidung im Krankheitsfall können Schutzmasken eine Ergänzung zur Eindämmung von Infektionskrankheiten sein. Wir sollten aber hier auf das individuelle Verantwortungsbewusstsein vertrauen. Maskenpflichten müssen mit dem Ende der aktuellen pandemischen Bedrohungslage auch enden.

These 1: Auch nach der Pandemie sollte man in der Öffentlichkeit eine Maske tragen, wenn man krank ist.

Wann ist *nach* der Pandemie – das ist schon ein schwieriger Teil der Frage – welche Inzidenz über welchen Zeitraum und über welche Region definiert das Ende?

Machen wir es uns einfach, zur Zeit eine Sieben-Tage-Inzidenz von sieben in Deutschland; Sommerwetter, Menschen draußen – ich meine, es gibt keine Begründung für das Tragen von Masken im öffentlichen Raum, Promenaden oder Einkaufsstraßen und bei flüchtigen Kontakten im Freien.

Das sieht aber im Krankheitsfall und bei Aufenthalt in Innenräumen oder öffentlichen Verkehrsmitteln anders aus. Deshalb aus Rücksichtnahme „Ja“, wenn jemand zum Beispiel zu einem Arztbesuch fährt. Bei Infektion mit SARS-CoV2 bleibt die Isolierung danach sowieso für den Zeitraum der Infektiosität verpflichtend.

Selbstverständlich sollten Menschen, die an einer leicht übertragbaren Infektion erkrankt sind, auch nach der Pandemie eine Maske tragen. So kann man verhindern, andere Menschen anzustecken und v.a. vulnerable Gruppen schützen. Neben Masken sollte es aber in Zukunft auch die Regel werden, bei einer leichten Erkrankung im Homeoffice zu arbeiten oder über E-Learning am Unibetrieb teilzunehmen. Dafür müssen die Möglichkeiten dauerhaft geschaffen werden. Denn Kontaktvermeidung im Krankheitsfall bleibt essentiell. Natürlich muss man hier an das Verantwortungsbewusstsein appellieren: Ein staatlicher Zwang ist unverhältnismäßig, sofern keine pandemische Notsituation vorliegt, und ist auch schlachtweg nicht zu kontrollieren. Ich persönlich vertraue der Mehrzahl an Menschen, die sich in der Pandemie vorsichtig verhalten haben, und das sicher in Zukunft auch tun werden.

These 2: Alle sollten am Arbeitsplatz eine Maske tragen, egal ob gesund oder krank.

Arbeitsplätze unterscheiden sich erheblich in Bezug auf Räumlichkeiten, Personendichte, Lüftungsmöglichkeiten. Damit bestehen große Unterschiede in Bezug auf die mögliche Transmission eines Virus. Die infektionsepidemiologische Rationalität des Tragens eines MNS hängt u.a. von diesen Umständen ab. Zusätzlich kommen hier Überlegungen zum Tragen, wie der Ressourcenverbrauch oder die non-verbale Kommunikation z.B. in Schulen oder in Pflegeeinrichtungen. Bei hohen Inzidenzen ist es richtig, einen MNS unabhängig vom Gesundheitszustand zu tragen. Gesunde können sich vor einer Infektion schützen und könnten asymptomatische Träger sein; am Virus erkrankte Personen schützen ihre Umgebung oder sich selbst. In der gegenwärtigen Lage und in der Pauschalität der These lautet meine Antwort aber „Nein“.

Eine generelle Maskenpflicht am Arbeitsplatz nach dem Ende der Pandemie halte ich für vollkommen überzogen und grundsätzlich falsch. Sofern ein Mitarbeiter keine Symptome einer Infektionskrankheit zeigt, gibt es für mich keinen hinreichenden Grund, ihm das Tragen einer Maske zu verordnen. Und wer schon einmal als Kellner oder auf einer Baustelle gearbeitet hat, der weiß, wie anstrengend das ist. Wenn jetzt ohne Pandemie-Bedrohung eine Maskenpflicht dazukommt, dann macht dies den Arbeitsalltag in vielen Berufsgruppen ohne Not nur noch strapazierender. Viel sinnvoller ist es, einen Mentalitätswandel in Betrieben einzuleiten, sodass erkrankte Menschen zuhause bleiben, anstatt sich in die Arbeit zu schleppen und dort weitere Kollegen anzustecken.

These 3: Wir können uns an Asien ein Beispiel nehmen, was die Prävention von Atemwegserkrankungen angeht.

Auch dieses ist wieder eine komplexe Fragestellung. Reduziert auf das verbreitete Tragen von MNS in einigen asiatischen Ländern, könnte das Erleben der Pandemie dazu beitragen, dass Menschen in Deutschland während der Grippe-Schmuddelwetter-Saison in öffentlichen Verkehrsmitteln MNS tragen und es nicht mehr so sehr stigmatisierend gesehen wird, Masken zu tragen. Was die rigoroseren Maßnahmen zum Beispiel bei Kontaktverfolgung und Quarantäne angeht, habe ich Zweifel, ob das die gesellschaftliche Akzeptanz von Maßnahmen zur Prävention in Deutschland erhöhen würde. Unbedingt sollten wir als Gesellschaft aber die Erfahrungen aus dem Umgang mit der Pandemie reflektieren und zur besseren Vorbereitung auf vergleichbare Ereignisse nutzen, als Individuen und Gruppen, in Institutionen, am Arbeitsplatz und für den politischen Entscheidungsprozess und das Management nutzen.

Viele ost- und südostasiatische Länder haben die Covid-19 Pandemie deutlich besser überstanden als wir in Deutschland. Neben einer höheren Sensibilität für Atemwegserkrankungen nach der SARS-Epidemie Anfang der 2000er war vor allem ein effektives Nachverfolgungssystem der Schlüssel zum Erfolg in diesen Ländern. Während in unseren Gesundheitsämtern noch mit Faxgeräten hantiert wird und Infektionslisten teilweise auf Papier geführt werden, nutzt z.B. Taiwan das volle Potential der digitalisierten Behörde in der Pandemiebekämpfung aus. Wenn nach Covid-19 die nächste gefährliche Infektionskrankheit umgeht, dürfen die deutschen Gesundheitsämter nicht weiterhin im analogen Steinzeitalter feststecken. Eine mutige Modernisierungsoffensive nach dem Vorbild Taiwans und Südkoreas muss unsere öffentliche Gesundheitsinfrastruktur endlich auf den Stand des 21. Jahrhunderts bringen.

Anna redet sich in Rage. „Die Produktion von Zement ist nicht vereinbar mit einer klimagerechten Welt. Wenn wir das Pariser Klimaabkommen einhalten wollen, müssen wir eine radikale Bauwende vollziehen.“ Anna ist Klima-Aktivistin aus Heidelberg. Nicht bei Fridays for Future oder Extinction Rebellion, sondern bei Wurzeln im Beton. Die Gruppe hat seit 2020 die Zementproduktion im Visier. Dafür müssen die Aktivist:innen nicht weit reisen. Einmal über den Neckar, in Neuenheim, sitzt der zweitgrößte Zementproduzent der Welt: HeidelbergCement.

Letzten August war Anna Teil einer Protestaktion. Früh morgens blockierten Aktivist:innen von Wurzeln im Beton das Verwaltungsgebäude von HeidelbergCement. Sie betonten sich die Füße ein und stellten Banner auf. Ihre Forderungen? „Blumenwiese statt Betonwüste!“ Das Klima retten, kurz gesagt.

HeidelbergCement ist für die Aktivist:innen besonders eins: „ein krasser Klimakiller“. „Die Zementproduktion ist für 8 Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen verantwortlich. Das ist doppelt so viel wie der gesamte Kontinent Afrika und dreimal mehr als der weltweite Flugverkehr“, sagt Anna.

Lange hält die Protestaktion nicht an. Gegen Mittag wird sie von der Polizei aufgelöst. Der Sicherheitsdienst des Unternehmens hatte diese verständigt. „Eine ernsthafte Reaktion von HeidelbergCement haben wir sowieso nicht erwartet“, sagt Anna. „Bei der Aktion ging es uns eher darum, Aufmerksamkeit zu erzeugen. Die meisten Heidelberger:innen wissen gar nicht, was für ein Umweltzerstörer HeidelbergCement ist.“

Vergangenen Mai war eine weitere Demonstration gegen HeidelbergCement geplant. Auf der Neckarwiese stehen die Aktivist:innen von Wurzeln im Beton erneut mit Plakaten bereit. Auch Coco will dieses Mal an der Demo teilnehmen. Coco möchte allerdings mehr als nur ein Zeichen gegen Treibhausgase setzen. Er ist Journalist und lebt seit 2016 in Deutschland. Aus seinem Heimatland Togo musste er wegen politischer Verfolgung fliehen.

Geographisch ist Cocos Heimatland sehr weit weg vom Glasbau der Firmenzentrale in Neuenheim. Togo liegt in Westafrika, am Golf von Guinea. Ökonomisch ist Togo jedoch sehr eng mit HeidelbergCement verbunden. Das Unternehmen betreibt dort drei Tochterfirmen und ist damit der wichtigste Auslandsinvestor des Landes.

Mit viel Geld kommt vor allem eines: viel Macht. Macht über Menschen, über Ressourcen, über Ökosysteme. Macht über die Lebensgrundlagen einer ganzen Nation. Coco hat eine klare Haltung: „HeidelbergCement kam als Eroberer, nicht als Freund“. Das Ziel der „Eroberer“? Die beträchtlichen Kalksteinvorkommen des Landes. Kalkstein ist eines der wichtigsten Rohmaterialien für die Herstellung von Zement. Einmal hergestellt, kann Zement vielseitig eingesetzt werden, zum Beispiel als Bindemittel für Beton. Nach Wasser ist Beton die gefragteste Ressource weltweit. Zement ist eine wahre Goldgrube.

Um an das teure Gut zu kommen, muss der natürliche Kalkstein abgebaut werden. Kalkstein wirkt dabei als CO₂-Senke. Wird er abgebaut, wird das natürlich gebundene CO₂ wieder in

die Atmosphäre abgegeben. Für die Weiterverarbeitung muss der Kalkstein dann erhitzt und zermahlen werden. Das benötigt sehr hohe Temperaturen. Um diese Hitze zu erzeugen, muss auf fossile Rohstoffe und Müllverbrennung zurückgegriffen werden.

Im Taboligo-Steinbruch kann man die Folgen dieses Prozesses gut verfolgen. 2014 wurde der Steinbruch im kleinen togolesischen Dorf von HeidelbergCements Tochterfirma Scantogo in Betrieb genommen. Seitdem liegen dort starke Schäden an der Struktur seines Bodens vor. Als direkte Konsequenz von Kalkabbau werden nämlich Erosionsprozesse beschleunigt. Auch befinden sich im Rauch und Staub der Maschinen Schadstoffe und Schwermetalle. Einmal freigelassen, setzen diese sich in der Umwelt fest und werden von Mensch und Tier aufgenommen. „Das Wasser wird nicht mehr trinkbar, die Landschaft nicht mehr fruchtbar sein“, sagt Coco. „Landwirtschaft ist die Hauptwirtschaftstätigkeit vor Ort, wie sollen die Menschen denn ohne ihr Ackerland leben?“

Wer dem entfliehen will, der muss Haus und Hof verlassen. Eine Kompensation seitens des Unternehmens gibt es dafür nicht. Auch für ganze Kommunen, die ihr Ackerland für die Errichtung eines Steinbaus hergeben mussten, gibt es bis heute keine Entschädigung.

Es ist eine Art Enteignung, die nicht nur wirtschaftliche Folgen mit sich zieht. Land, das seit Generationen weitergegeben wurde, fällt dem Kalkabbau zum Opfer. Heilige Teiche und Wälder, rituelle Stätten und Gräber werden vernichtet. Die Betroffenen verlieren ihr kulturelles Erbe, Teil ihrer Identität. „Togo wird ausgebeutet und wir bekommen nichts zurück“, sagt Coco.

Vertrieben für Zement

Seit Jahren gibt es in Togo Proteste gegen HeidelbergCement. Dem Großkonzern wird vorgeworfen, die Menschen vor Ort auszubeuten

Wer dennoch für den Erhalt seiner Heimat protestiert, der bekommt es mit dem Militär zu tun. „Die Armee unterstützt die Regierung und bekommt dafür Geld. Wenn Landbesitzer protestieren, dann geht die Armee gegen sie vor“, sagt Coco. Er vermutet, dass die Regierung Aktien von HeidelbergCement besitzt und dass HeidelbergCement Manager:innen einstellt, die dem Regime nahestehen.



Foto: nni



Foto: José Adadjé

„Scantogo muss die Bevölkerung bezahlen“ fordern die Togoles:innen (oben) von HeidelbergCement (unten)

Die Missstände in Togo beschränken sich nicht auf HeidelbergCement. Sie reichen Jahrzehnte in die Vergangenheit zurück – genauer, 58 Jahre. So lange wird der Togo von einem autoritären Regime regiert. *Reporter ohne Grenzen* setzt Togo auf Platz 74 von 180 in der Rangliste der Pressefreiheit. 2015 waren 11 Prozent der Togoles:innen unterernährt. Knapp 70 Prozent

nehmen, werden sie verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Ich würde gerne wieder mal in meine Heimat. Aber es ist einfach zu gefährlich.“

Pierre kennt HeidelbergCement. Menschen, die dort arbeiten, kennt er aber kaum. Die meisten kämen aus Nigeria, Burkina Faso, Ghana oder Benin. Sie seien meist nur für ein Jahr eingestellt, denn ausländische Arbeiter:innen könne man niedriger bezahlen als Togoles:innen. „Keiner will sich beschweren“, sagt Pierre. „Die Arbeiter wollen ihren Job nicht verlieren. Sie sind nur befristet hier, daher gilt das togolesische Arbeitsrecht für sie nicht.“

Coco berichtet dasselbe: Pro Tag bekämen die Arbeiter:innen 300 CFA-Francs. Umgerechnet sind das etwa 50 Cent. Im Monat wären das 13,70 Euro, das sind etwa 9000 CFA-Francs. Der Mindestlohn beträgt 35.000 CFA-Francs. „Solange der Profit erzielt wird, ist alles andere egal“, sagt Coco.

Schon vor seiner Flucht versucht Coco, kritisch über HeidelbergCement zu berichten. Einmal habe er versucht, einen Kollegen zu einer der togolesischen Fabriken zu schicken, um vor Ort über die Arbeitsbedingungen berichten zu können. Als dieser ankam, sei ihm gedroht worden, man wolle ihn lynchieren. Nach einer Weile habe Coco dann Drohungen erhalten – anonyme Anrufe, die ihn darüber informieren, dass die Polizei auf ihn warte. Ihm wird die Arbeit zu gefährlich. Er flieht. Aus Deutschland versucht er bis heute, Informationen an kritische Journalist:innen vor Ort weiterzugeben. Sein Blog ist im Togo gesperrt.

„Unsere Ressourcen werden ausbeutet und wir bekommen nichts im Gegenzug“, sagt Coco. „Die Bewohner des Togos werden in den Tod getrieben“. Pierre sieht die Situation ähnlich. „HeidelbergCement verletzt die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit des Togos“. Er lächelt schmerzlich. Es sei ein perfektes Beispiel des Neokolonialismus.

Für die Togoles:innen bleibe bald keine Alternative, außer sich dem „Eroberer“ zu unterwerfen. Für uns Europäer:innen schon, sagt Pierre: „Wir müssen uns weiter gegen HeidelbergCement aussprechen. Togo braucht Aufmerksamkeit in den Medien. Aber die EU will einfach nur mehr Geld.“

Auch Anna von Wurzeln im Beton gibt den Kampf nicht auf. Sie möchte, dass in Zukunft alle Heidelberger:innen über dieses Thema Bescheid wissen. „Das zweitgrößte Zementunternehmen sitzt hier in Heidelberg: Die Menschen aus Baden Württemberg tragen einen großen Teil der Verantwortung.“ Wurzeln im Beton habe schon oft HeidelbergCement zur Rede stellen wollen, habe aber noch nie eine Antwort erhalten. Aber die Bilder, Erfahrungen und auch das Schweigen sprechen für die Aktivist:innen für sich. „Es gibt zu viele Dinge, die sich ändern müssen“, sagt Coco. „Aber das Bewusstsein darüber, das ist ein erster Schritt“.

„Die Bewohner des Togos werden in den Tod getrieben“

NATASCHA KOCH (19) UND LINA ABRAHAM (21) hatten Hilfe bei der Übersetzung und den Interviews von LISA PILLAUD (20)



Hochschule in Kürze

Lockungen für die Uni
Die Uni Heidelberg hat ihre Corona-Maßnahmen aktualisiert. Nach der baden-württembergischen Corona-Verordnung zum Studienbetrieb vom 30. Juni richtet sich die Möglichkeit von Präsenzveranstaltungen nach lokaler Inzidenz und räumlichen Kapazitäten. Nach wie vor entscheidet darüber in letzter Instanz die Hochschulleitung. Die Uni Heidelberg hatte bereits einige Veranstaltungen mit strikten Auflagen genehmigt. Nun aber sollen auch Abweichungen vom Abstandsgebot möglich sein, wenn die Teilnehmerzahl niedrig ist und alle getestet, geimpft oder genesen sind. Sogar die Maske darf abgenommen werden, wenn der Mindestabstand eingehalten wird. (nat)

Wettbewerb ohne Resonanz
Die Uni Heidelberg veranstaltete bis zum 15. Juni einen Fotowettbewerb, bei dem Studierende ihre individuellen Arbeitsplätze abbilden sollten, auf die sie während der Pandemie ausgewichen sind. Der Hashtag #lernorteunihd wurde allerdings kaum genutzt: Bis Einsendeschluss gab es nur zwei solcher Beiträge auf Instagram. Sie zeigen etwa eine Studierende auf einem Dach in der Nähe der Heiliggeistkirche. Die Uni hat nun die beiden Bilder und einen Beitrag der Theologischen Fakultät auf Instagram neu gepostet. Auch am Baustellengelände des Audimax werden die Bilder ausgehängt, wenn die Einsender zustimmen. (lkj)

Hilfe, mein Internet spinnt

Von Kamerapflicht bis Internetausfall: Was gilt für Onlineprüfungen? Rechte, Ansprüche und Pflichten von Studierenden im Coronasemester – der Leiter des juristischen Prüfungsamtes klärt auf

Vorlesungen im Schlafanzug hören und Klausuren im Bett schreiben. Genial, oder etwa nicht? Seit dem Beginn des Corona-Semesters wissen wir vor allem eins: Im Homeoffice herrscht Chaos, Verwirrung und Angst.

Was das für die Klausurenphase bedeutet und welche Rechte Studierende geltend machen können, haben wir den Leiter des juristischen Prüfungsamtes, Daniel Kaiser, gefragt.

Wenn während der Klausur plötzlich der Laptop spinnt, kann kaum einer einen kühlen Kopf bewahren. „Grundsätzlich muss jeder Studierende im Rahmen seiner ‚Mitwirkungspflicht‘ die Voraussetzungen für die Ausarbeitung der Klausur schaffen“, sagt Kaiser.

„Bei einer Online-Klausur muss die Universität letztlich davon ausgehen, dass die Studierenden mit einem funktionierenden Laptop und schnellem Internet ausgerüstet

„Die Chancengleichheit lässt sich oft nicht vollständig realisieren.“

sind.“ Wer diesem Idealbild entspricht, der kann im Bedarfsfall auf vorhandene Ressourcen der Universität zurückgreifen. „Soweit hierfür Kapazitäten wie öffentliche PCs, Räume, Personal zur Ver-

fügung stehen, sollten diese auch genutzt werden. Man hat aber keinen Anspruch darauf, dass hierfür neue Ressourcen geschaffen werden.“ Im Zweifel muss schon vor der Klausur klar sein, ob man mit der Technik zurechtkommt.

Der Nutzungsanspruch gilt nicht universell. Andere Studierende dürfen nicht gestört werden. „Dies schließt beispielsweise die Teilnahme an einer mündlichen ‚Online-Prüfung‘ in öffentlichen Räumen wie der Bibliothek aus“, erklärt Kaiser.

Auch wenn während der Klausur die kleinen Geschwister stören, ist das Recht klar. Jeder ist grundsätzlich für sein Wohnumfeld selbst verantwortlich. Klar ist jedoch auch, dass Störungen die Chancengleichheit beeinträchtigen. „Solche Störungen sind daher soweit möglich abzustellen oder auszugleichen, etwa durch Schreibzeitverlängerungen“, sagt Kaiser.

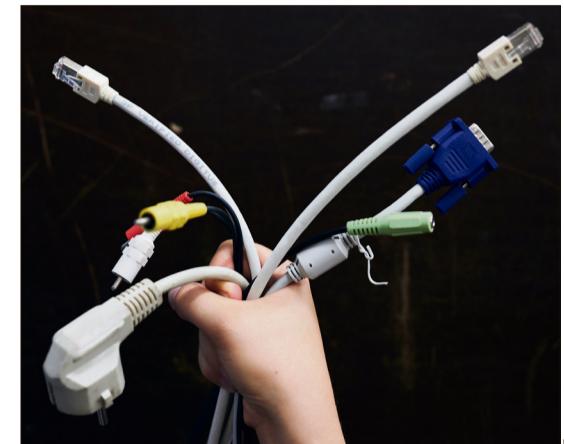
„Zu beachten ist aber, dass die Studierenden eine Mitwirkungspflicht tragen, insbesondere eine unverzügliche ‚Rügepflicht‘. Wem also plötzlich das Geschwisterkind dazwischenplärrt, der muss dem Prüfungsleiter schnellstmöglich darauf

aufmerksam machen. Bis dieser eine Entscheidung trifft, kann die Klausur allerdings schon beendet sein. „Die Chancengleichheit lässt sich oft nicht voll realisieren. Das Recht kann die tatsächlichen Grenzen leider nicht ändern“, sagt Kaiser.

Eine gefühlte, zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit: Komiliton:innen dürfen bei der Klausur

länger schreiben. Dennoch ist dies rechtlich unbedenklich. „Im Recht führen auch kleinere Änderungen des Sachverhalts oft zu einer ganz anderen rechtlichen Bewertung“, erklärt Kaiser. Bei Störung während der Klausur müssten etliche einzelfallspezifische Details beachtet werden. Daher könne auch eine unterschiedliche Behandlung von Personen und von Studiengängen gerechtfertigt sein.

Während der Klausur muss die Kamera angeschaltet werden. Ein Horrorszenario, nicht nur für die, denen der Datenschutz am Herzen liegt. Einen Haufen Wäsche in der Ecke oder einen Nervenzusammenbruch während der Klausur, der Prof



Onlinelehre: rechtliches und technisches Chaos

sieht alles. Jedoch kann hier entwarnnt werden. Nach § 32 a Abs. 1 Satz 3 Landeshochschulgesetz (LHG) ist die Teilnahme an einer Online-Prüfung freiwillig.

Laut § 32 a Abs. 1 Satz 4 LHG muss zudem „eine termingleiche Vor-Ort-Prüfung als Alternative angeboten werden, soweit eine solche rechtlich zulässig ist“. Darin liegt jedoch die Krux. Aufgrund von Abstandsgesetzen ist eine Präsenzklausur zeitweilig gar nicht zulässig.

Den Studierenden bleibt die Möglichkeit, das Gelernte so lange zu wiederholen, bis eine Präsenzklausur wieder möglich ist, oder den Wäschekorb kurz wegzustellen. (lia)

Neuer StuRa gewählt

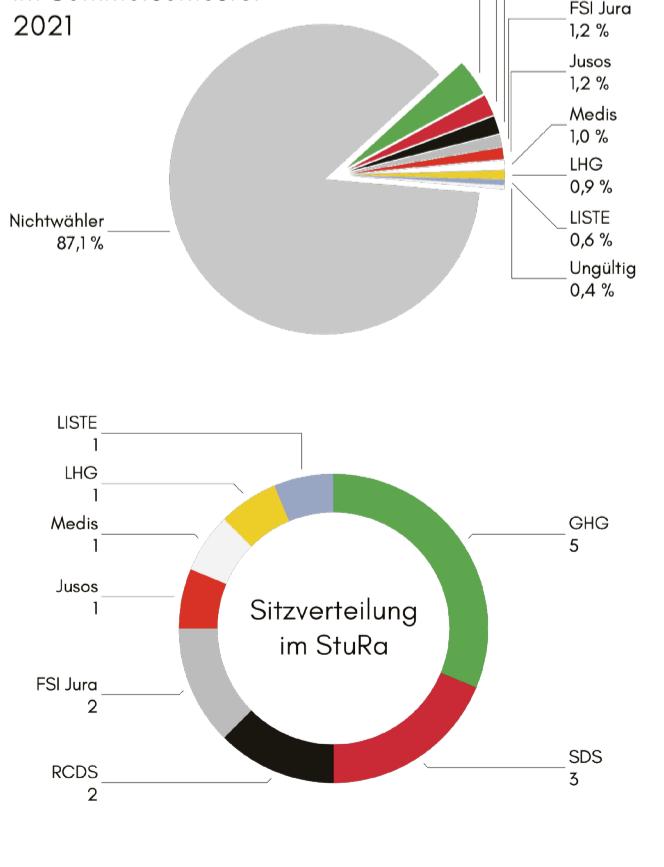
Nach der Wahl des neunten Studierendenrats Mitte Juni steht nun fest, dass die angetretenen Listen statt den 24 Plätzen aus der letzten Legislatur nur noch 16 Plätze besetzen dürfen. Grund dafür ist die gesunkenen Wahlbeteiligung. Von ca. 26500 Stimmberigten hatten nur knapp 3400 ihre Stimmen abgegeben – die Wahlbeteiligung lag demnach bei knapp 13 Prozent. Bis auf die Listen Sozialistisch-Demokratischer Studierendenbund und Ring Christlich-

Demokratischer Studenten haben alle Listen Plätze eingebüßt.

Neben den StuRa-Wahlen fanden auch die Senatswahlen der Universität statt. Dort lag die Wahlbeteiligung bei 8 Prozent.

Der Studierendenrat setzt sich aus Vertreter:innen der Listen (z.B. die Grüne Hochschulgruppe oder die Fachschaftsinitiative Jura) und der Fachschaften zusammen. Er vertritt die Interessen der Studierendenschaft gegenüber der Universität. (dgk)

Ergebnisse der StuRa-Wahlen im Sommersemester 2021



Hochschule bleibt enttäuschend

Seit anderthalb Jahren, 17 Monaten oder auch drei Semestern sitzen wir zuhause. Eine Frage bleibt: Wann öffnet die Uni wieder? Ein Kommentar

Vor zwei Wochen erhalte ich die Meldung: Semesterbeitrag fällig. Jedes Semester überrascht sie mich aufs Neue. Aber dieses Semester empört sie mich besonders. Wofür genau bezahle ich 171 Euro und 80 Cent? Das Ende des Semesters naht und ich bekämpfe immer noch die Müdigkeit, die mich plötzlich befällt, wenn ich mich mit dem Laptop ins Bett lege. Wo bleibt dieses „Studieren“, für das ich so viel Geld zahle? Anderthalb Jahre vor dem Schreibtisch – es ist ja aktuell nichts anderes möglich. Nun ist die Inzidenz seit Wochen unter 10 und das gesamte restliche öffentliche Leben blüht auf. Ich frage mich wieder und wieder: Wo bleibt unser Studium?

Das Land Baden-Württemberg verzeichnet bis zum 29. Juni in seiner Corona-Verordnung, dass „Veranstaltungen in Präsenzform und sonstige Präsenzformate des Studienbetriebs der Zulassung durch das Rektorat oder der Akademieleitung bedürfen“. Heißt, jede Universität ist selbst dafür verantwortlich, Präsenzveranstaltungen zu genehmigen.

Betrachten wir doch mal, wie sich die Uni Heidelberg dazu äußert. Auf ihrer Webseite fand sich vor Kurzem noch folgendes: „Im Rahmen des dritten Öffnungsschrittes des Landes sowie der weiterhin stabilen Inzidenz unter 35 im Stadtgebiet Heidelberg kann darüber hinaus die Durchführung von zusätzlichen Präsenzlehrveranstaltungen [...] unter gewissen Auflagen vom Rektorat genehmigt werden.“ Nun, die Inzidenz liegt

heute bei 9,3. Und die Uni hat auch endlich reagiert. Drei Wochen vor Ende der Vorlesungszeit kommen erste Lockerungen. Aber jede Veranstaltung muss einzeln genehmigt werden. Wir sind schon lange über das Ziel des dritten Öffnungsschrittes (welches noch Tests in der Außengastronomie vorsah) hinausgeschossen. Also, lieber Herr Eitel, warum kommt jetzt erst was?

Man hätte schon damit beginnen können, kleinere Seminare zu erlaub-

Der Präsenz-Studienbetrieb der Universität inkl. Prüfungen, bleibt weiterhin ausgesetzt.

Bild: ps

Die ewige Regelwälzerei: keine richtige Öffnung in Sicht

ben, mit 20 bis 30 Teilnehmer:innen. Mit Maske und Abstand zwischen den Plätzen wäre das Infektionsrisiko mit Sicherheit eingedämmt. Außerdem sind sowieso schon viele Studierende einmal oder zweimal geimpft. Aktuell redet sich die Universität damit heraus, dass einige Studierende pandemiebedingt nicht an diesen Veranstaltungen teilnehmen könnten. Kein Problem. Der Studierendenrat hat sich beispielsweise schon eine „Eule“ besorgt, also eine 360-Grad-Kamera, mit der man sich in Online-Konferenzen verbinden und auch aus der Ferne zuhören kann.

Aber das interessiert viele Fakultäten nicht. Ja, es gibt auch welche, die sich jetzt an Hybridveranstaltungen heranwagen. Aber es bleibt immer noch das Gefühl, dass alles auf der absolut niedrigsten experimentellen Stufe stattfindet.

Für Erst- und Zweitsemester in Jura gab es bisher eine Vorlesung in Präsenz, von der weitläufig geschwärmt wurde. In der Realität musste man getrennt mit FFP2-Maske in den Saal einlaufen und stets vier Sitzplätze freihalten.

Was eigentlich eine Art Kennenlernen der Universität und Komiliton:innen darstellen sollte, bleibt also lediglich eine dystopische und unnatürliche Einschleusung in einen Alltag, den es so nie gegeben hat. Schöner Hörsaal. Aber so lernt man doch keine Universität kennen.

Und dabei ist die Juristische Fakultät noch am mutigsten. Die Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Bergheim blendet jegliche Öffnungsperspektiven ganz aus. Das Historische Seminar kommt nicht auf die Idee, Seminare mit teilweise zehn Teilnehmer:innen zuzulassen.

Es ist fast, als wären sie überrumpelt. Als hätten sie das alles nicht kommen sehen. Jetzt, nach drei Semestern, den Studierenden entgegenkommen? Das ist einfach zu viel. Zurücklehnen und entspannen, das ist viel leichter. Und überhaupt: Was wollt ihr denn von uns? Online-Lehre lief doch bisher ganz gut, oder nicht? (nat)

„Mit uns und nicht über uns“

Menschen mit und ohne kognitive Beeinträchtigung forschen und lehren am Annelie-Wellensiek-Zentrum an der Pädagogischen Hochschule zum Thema Inklusion

Anna Neffs Weg in die Arbeitswelt war zunächst in eine Werkstatt für behinderte Menschen. Sie hätte sich dort nicht wertgeschätzt gefühlt, berichtet sie. Das sei jetzt anders. „Ich bin endlich angekommen.“ Als Bildungsfachkraft im Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung (AW-ZIB) verdient sie heute genug Geld für sich und ihre Tochter, die sehr stolz auf ihre Mama ist.

Das AW-ZIB ist eine wissenschaftliche Einrichtung, die im November 2020 an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg gegründet wurde. Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung haben für einen Dozent:innenjob am AW-ZIB eine dreijährige Qualifikation zur Bildungsfachkraft abgeschlossen und sind unbefristet und sozialversichert an der Hochschule angestellt. Ein Novum, sowohl national als auch international. Die drei Bildungsfach-

Auch Helmuth Pflanzter erinnert sich noch gut an seine frühere Arbeit in einer Werkstatt, wo er an der Pforte und als Telefonist tätig war. Er erzählt, dass er sich irgendwann überhaupt nicht mehr wohl und total unterfordert gefühlt hätte. Das Arbeiten an der Pforte habe ihn krank gemacht. Dank der Unterstützung einer Sozialarbeiterin hat er sich für die Qualifizierung zur Bildungsfachkraft beworben. „Ich bin so ein willensstarker Typ, der nie Stillstand erträgt“, verrät er mit einem Lächeln.

Die drei sind Teil eines großen Teams am Annelie-Wellensiek-Zentrum. Neben der Arbeit an verschiedenen Projekten geben sie Seminare, in denen sie Studierenden über ihre Erfahrungen zu Themen wie Teilhabe und Selbstbestimmung oder Wohnen mit Behinderung berichten. Anfangs nehmen sie manchmal Unsicherheiten von Seiten der Studierenden wahr. Als sehr unangenehm beschreiben sie es, wenn niemand eine Frage stellt.

Der Austausch und das Teilen ihrer Erfahrungen liegt ihnen sehr am Herzen. „Wir müssen über diese Themen reden“, da sind sich die frisch gebackenen und doch schon sehr erfahren wirkenden Bildungsfachkräfte einig. Von Seiten der Studierenden stößt dieser Austausch auf positive Resonanz und auch andere Hochschulen sind an einer Zusammenarbeit interessiert.

Wichtig ist den Angestellten, in ihrer Arbeit immer als Mensch mit verschiedenen Eigenschaften, Stärken und Schwächen gesehen und nicht auf die Behinderung reduziert zu werden. „Ich kenne keinen Menschen, der alles perfekt kann. Jeder hat irgendwo ein Handicap“, fügt Anna Neff an. Wichtig sei es zu wissen, wie man damit umgeht.

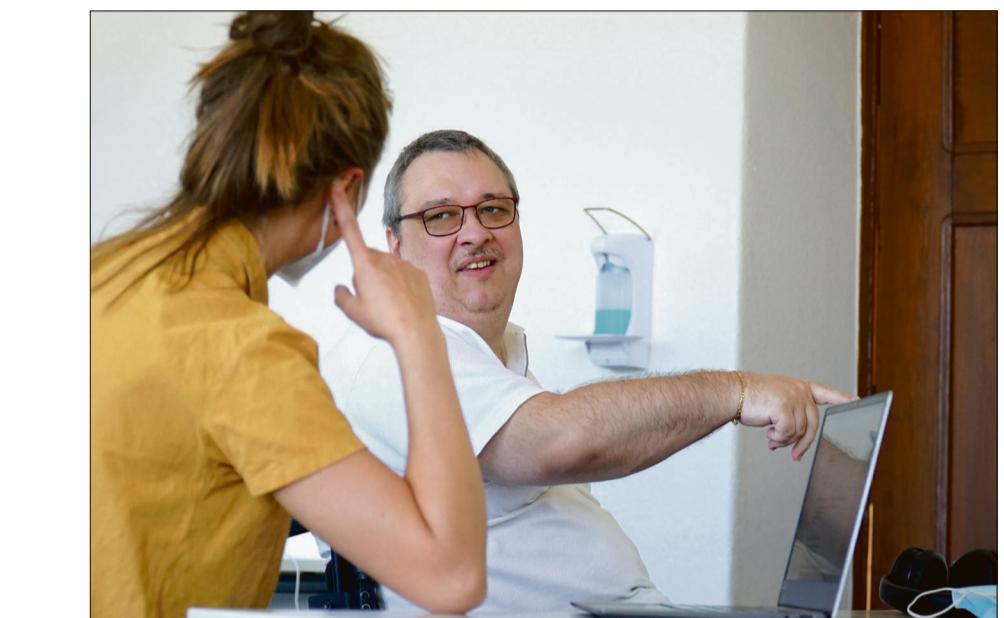


Foto: Presse/PH Heidelberg

Der Austausch von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen ist zentral am AW-ZIB.

Sie erzählt von ihrem Kind und ihrer Freude am Inliner fahren oder den Spaziergängen mit ihrem Hund. Auch Helmuth Pflanzter schwärmt von seinen Reisen quer durch Europa und seiner Liebe zum Eishockeyclub Adler Mannheim. Beide sind mit vielen Menschen ohne Behinderung umgeben und fühlen sich gut integriert. Thorsten Lihl wohnt in einer WG mit Assistenz, teilweise zusammen mit engen Freunden, die er noch aus der Schulzeit kennt. Neben seinem Interesse an der Musikproduktion freut er sich sehr, wenn er wieder Partys besuchen kann.

Dennoch ist ihnen bewusst, dass ihre Behinderung sie in gewisser Weise besonders macht und so erst diese Arbeit ermöglicht hat. „Ohne meine Schädigung“, gibt Helmuth Pflanzter zu bedenken, „wäre ich nicht, wer ich bin.“

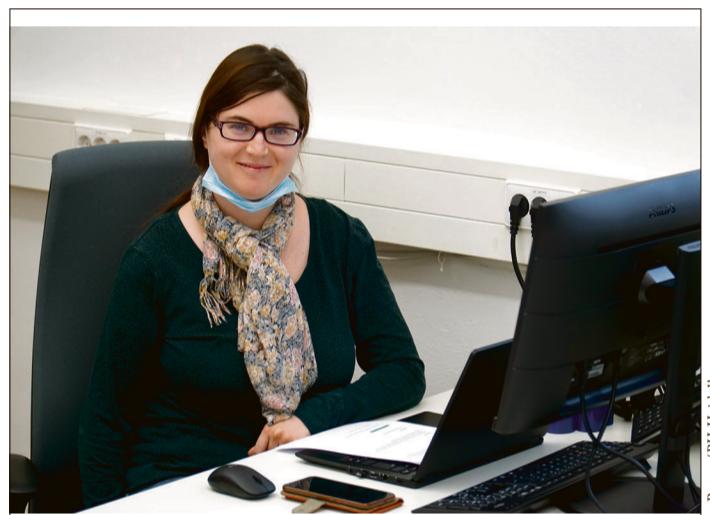
Karin Terfloth führt das sogenannte „Resourcen-Etikettierungs-Dilemma“ an. Demnach werden für inklusionsorientierte Initiativen erst zusätzliche Ressourcen und Gelder bereitgestellt, wenn ein Label gesetzt wurde, wie die Einstufung als „kognitiv beeinträchtigt“. Dies sei ihrer Auffassung nach ein Problem in Deutschland, da eine Unterscheidung von Menschen mit und ohne Behinderung gerade in den Bereichen vorgenommen würde, in denen diese Kategorisierung durch individuelle Unterstützung überwunden werden sollte.

Alle drei Bildungsfachkräfte sind sich einig, dass die Wertschätzung für ihre Arbeit und die Möglichkeit zur Selbstbestimmung maßgeblich dazu beitragen, dass sie sich heute im Leben so wohl fühlen. Diese gelebte Inklusion ist in Deutschland zum Großteil keine Realität. Mehr als 90 Prozent der kognitiv beeinträchtigten Menschen arbeiten in Werkstätten für behinderte Menschen. Das Ziel einer anschließenden Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt wird selten erreicht. Auch weitere Möglichkeiten, welche das neue Bundesteilhabegesetz vorsieht, stecken laut Karin Terfloth in der Umsetzung noch in den Kinderschuhen.

Die Beteiligten hier in Heidelberg haben diese Möglichkeiten genutzt. Ein langwieriger Prozess, welcher mit viel Arbeit verbunden ist. „Es muss Menschen geben, die Mut haben, da reinzuspringen, sowohl von der Hochschule als auch von Menschen mit Behinderungserfahrung!“, fügt Helmuth Pflanzter an.

Die anderen können ihm nur zustimmen. Es scheint kein einfacher Weg zu sein, aber ein Weg, der sich lohnt. Da ist man sich sicher, wenn man die Bildungsfachkräfte begeistert von ihrer neuen Arbeit berichten hört. Anna Neff stimmt zu: „Man hat es mir nicht zugetraut. Ich wollte es aber. Und habe bewiesen, dass ich es kann.“

(aka)

Foto: Presse/PH Heidelberg
Anna Neff: „Ich bin endlich angekommen.“

kräfte Anna Neff, Thorsten Lihl und Helmuth Pflanzter sowie das Leitungsmittel Karin Terfloth berichten für den *ruprecht* von ihren Erfahrungen.

Kampf gegen Lernrückstände

Die Pandemie hat große Löcher in die Bildung von Jugendlichen gerissen. Lehramtsstudierende sollen die Lernlücken schließen

Das neue „Bridge the Gap“-Programm der Landesregierung Baden-Württemberg soll mit dem Motto „Überbrücke die Lücke“ bei Schüler:innen Lernlücken schließen, die sich coronabedingt aufgetan haben. Doch was beinhaltet die schnell aufgelegte Brücke der Landesregierung überhaupt und schafft sie es wirklich effektiv, die Lerndefizite zu schließen?

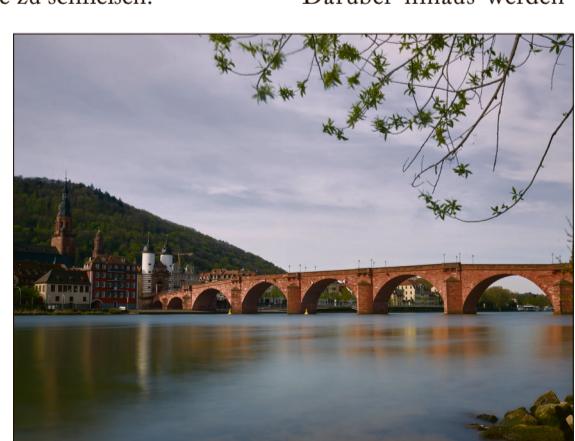
Das gemeinsame Projekt von Kultus- und Wissenschaftsministerium ist auf den Zeitraum zwischen den Pfingst- und Sommerferien angelegt.

In diesem Zeitraum haben Schulen die Möglichkeit, Lehramtsstudierende als Hilfskräfte einzusetzen, um somit die Lernrückstände der Schüler:innen abzubauen. Die Landesregierung unterstützt dabei die Hochschulen und die Schulen in der Koordination und mit einem finanziellen Zuschuss von 250 000 Euro. Beteiligte Hochschulen sind unter anderem die Universitäten Heidelberg, Freiburg und Tübin-

gen sowie die Pädagogische Hochschule Heidelberg. Der Gedanke, der dahinter steckt: Die Schüler:innen profitieren von den Lehramtsstudierenden, die ihnen bei Schwierigkeiten helfen. Die Lehramtsstudierenden können schon Praxiserfahrung sammeln, die sie auf das spätere Berufsleben vorbereitet.

Darüber hinaus werden die Lehrkräfte in den Schulen entlastet, die sonst nicht die Möglichkeit haben, auf die individuellen Belange der Schüler:innen einzugehen.

Die ca. 550 zu vergebenden Plätze waren laut Wissenschaftsministerin Theresia Bauer schnell vergrieffen. „Rund 900 Studierende wollen bei „Bridge the Gap“ mitmachen und einen wichtigen Beitrag zur Abmilderung der durch die Corona-Pandemie bedingten Lernrückstände von Schüler*innen leisten“, lässt sie auf der Home-

Foto: pxl
Gute Brücken bauen sich nicht von heute auf morgen.

page des Wissenschaftsministeriums verlauten. Auf das Programm konnten sich Lehramtsstudierende ab dem vierten Fachsemester bewerben. Falls sie einen der Plätze im Programm erhalten haben, so wird ihre Arbeit mit einem Honorar von 15 Euro pro Stunde vergütet. Wie die Arbeit der Lehramtsstudierenden genau gestaltet wird, hängt auch von der jeweiligen Schule ab.

Allerdings ist auch der Landesregierung klar, dass durch dieses kurzfristig aufgelegte Programm die Lernrückstände nur in geringem Maße aufgeholt werden können. Das Pilotprojekt soll Vorarbeit leisten für das große Aufholprogramm des Bundes, das nach den Sommerferien startet. Das damit verbundene Aufholpaket wurde Anfang Mai 2021 beschlossen und ist insgesamt zwei Milliarden Euro schwer.

Dabei fließt eine Milliarde Euro in Förder- und Nachhilfemaßnahmen für Schüler:innen, die Nachholbedarf aufweisen. Die andere Hälfte ist für die Abmilderung der psychischen Folgen der monatelangen Schulschließungen angedacht.

Bereits bestehende Programme in der Schulsozialarbeit sollen durch die finanzielle Aufstockung zusätzlich gestärkt werden. Ein Augenmerk liegt dabei insbesondere auf sozial benachteiligten Jugendlichen. Kinder aus einkommensschwachen Familien oder Hartz IV-Haushalten erhalten eine einmalige Zahlung von 100 Euro. (jsp)

Zurück in die Uni!



Foto: uni

Die Initiative „Online Leere“ setzt sich für die Rückkehr zur Präsenz ein. Am 16. Juli findet ihre Demonstration „Präsent bleiben! Für eine Rückkehr an die Hochschulen“ statt. Los geht es um 15:45 Uhr an der Stadtbücherei Heidelberg, um 16 Uhr wird zum Demozug aufgebrochen.

Die Initiative wurde in Heidelberg gegründet, hat aber mittlerweile Ableger in elf deutschen Unistädten gegründet, zum Beispiel Köln, Kiel und Münster. Die Initiator:innen konnten bereits die Stimmen von über einer halben Million Studierenden in einem offenen Brief repräsentieren.

Was sie antreibt? Freizeitveranstaltungen sind mittlerweile wieder möglich, die Fußballstadien bei der UEFA Europameisterstafft sind voll, die Clubs öffnen mancherorts wieder, aber im Hörsaal herrscht nach wie vor größtenteils Leere. Dabei ist eine Vorlesung nur so lang wie ein Fußballspiel. Studierende haben ein Recht auf Bildung und auch die jüngeren Semester sollen ihre Komiliton:innen im echten Leben kennenlernen dürfen. Um das voranzutreiben, hat der StuRa bereits seine Unterstützung zugesichert.

Die Initiator:innen hoffen darauf, dass die Lehre im kommenden Wintersemester wieder analog starten kann. Natürlich nur, wenn die Coronazahlen stimmen, aber hoffen darf man ja! (pet)

Vorbeiziehend

„Die Zeit heilt alle Wunden, aber was, wenn Zeit selbst die Krankheit ist?“ Dieses berühmte Zitat aus dem Film „Der Himmel über Berlin“ von Wim Wenders geht mir, seit ich ihn das erste Mal gesehen habe, nicht mehr ganz aus dem Kopf.

Zeit, das ist so eine Sache für sich. Sie spielt in den verschiedensten Kontexten eine Rolle: „Ihr habt 24 Stunden für die Abgabe des Papers Zeit.“ „Ich hab' heute leider keine Zeit, sorry.“ „Dein Liebeskummer wird mit der Zeit schon verschwinden.“ „Verrückt, wie die Zeit verfliegt.“ Oder aktuell auch: „Das waren schöne Zeiten vor der Pandemie.“

Zeit übt Druck aus, wenn ich nur noch zehn Minuten für den Rest der Klausur habe und mit der letzten Aufgabe noch nicht angefangen habe. Schöne vergangene Zeiten wecken in mir Melancholie und wehmütiges Nachdenken. Länger Zeit mit einem Date verbringen, obwohl es auf Anhieb einfach nicht passt – warum fühlen sich hier die Minuten wie Stunden an?

Das Leben kann sich rasant in kürzester Zeit ändern. Trotz dieser Kenntnis, bin ich immer wieder überrascht. Deshalb fühlt es sich so an, als würden sich manche Ereignisse wie in einer Diashow vor meinen Augen abspielen und ich kann weder vor-, noch zurückspulen. Aber manchmal, wenn ich wieder nachdenklich bin, stoppe ich meine Dia-

show. Wenn ich mir dann die untröstlichen Stunden vor Augen halte, erinnere ich mich an damals. Als es so schien, als ob der Schmerz, das Leiden, ein versöhnliches Morgen nicht zuließe. Retrospektiv kann ich müde-lächelnd mein damals fragiles Ich abwinken. Dann schwirrt mir durch den Kopf: „Oh man, waren das beschissene Zeiten. Gut, dass ich da raus bin.“ Und trotzdem weiß ich, dass diese Zeiten ihre Spuren hinterlassen und mich geprägt haben.

Alles ist relativ. Das gilt auch für Raum und Zeit, wusste schon Albert Einstein Anfang des 20. Jahrhunderts. Wenn ich im Zug sitze und aus dem Fenster schaue, merke ich nicht, dass die Erde mit absurdem Geschwindigkeit durchs All rast. Es kommt mir im Zug so vor, als würde ich jegliches Zeitgefühl verlieren. Die Welt, die Natur – ich erhasche nur verzerrte Sekundenbilder der Landschaft. Dabei begleitet mich der Himmel ganz langsam.

Schon irritierend, wie der Himmel – subjektiv betrachtet – unverändert bleibt, während meine Augen schmerzen, weil ich kein klares Bild von der vorbeiziehenden Landschaft aufnehmen kann. Denn nach drei mal Blinzeln und 20 Minuten lesen bin ich bereits am Ziel angekommen. „Das ging ja schnell“, denke ich mir, obwohl ich lediglich starr gedankenversunken aus dem Fenster geschaut habe. Nachdenken kennt kein Zeitgefühl. (vim)

Zeitverschwendung

Zeit, ein typisches „große Leute“-Problem. Immer da, doch nie genug. Meine erste bewusste Begegnung mit der Zeit war eine etwa tellergroße, tickende Holzscheibe, die über der Küchentür thronte. Mit freudiger Erwartung dachte ich nun, ein bisschen erwachsener zu sein, hatte ich doch die Welt der „großen Leute“ besser verstanden. Nur eine Sache begann mich schon damals zu stören: Die tickende Holzscheibe machte Zeit zwar greifbarer, schließlich wusste sie immer genau, wie lang fünf Minuten zu sein haben, zu häufig waren meine fünf Minuten jedoch nicht ihre.

Verwirrend waren auch die metaphorischen Raffinessen, denen sich die Zeit bediente. Häufig schien Zeit so etwas wie Geld zu sein. Ich konnte sie sparen, verschwenden und wieder gewinnen. Manchmal wollte ich sie sogar totschlagen – wenn sie mich als knappes Gut nicht gerade etwas kostete. Verständlich, oder? Unsere Lebenszeit ist nunmal begrenzt. Was gäbe es also sinnvolleres, als Zeit zu sparen? Und wenn sie gespart ist, was dann? Ist nicht jede vergangene Stunde, jeder vergangene Tag ein Zeitverlust? Vielleicht ein schwachsinniges Gedankenspiel. Verlorene Zeit ist lediglich ungenutzte Zeit, das weiß doch jeder.

Die „großen Leute“ haben also eine Lösung für den Zeitmangel gefunden. Sie nutzen ihre Zeit einfach, teilen sie sinnvoll ein. Machen mehr in weniger Zeit. Eilen von Verabredung zu Verabredung – mit Politik-Podcast auf den Ohren natürlich. Ob das den Tag länger macht? Ich weiß es nicht. Zumindest lenkt es ab. Vom Vergehen der Zeit, oder poetischer: der eigenen Vergänglichkeit.

Mittlerweile bin ich mehr oder weniger „groß“. Auch ich kenne die Angst vor der scheinbar verfliegenden Zeit und den beruhigenden Sog aus ständiger Ablenkung und Trubel. Dauernd beschäftigt und immer auf der Suche nach dem nächsten Abenteuer müssen wir uns dieser Angst nunmal nicht stellen. Was trotzdem bleibt, ist ein vages Gefühl von „Beschleunigung“.

Es ist seltsam, dieses Gefühl von Beschleunigung. Wo doch Zeit niemals schneller oder langsamer verläuft, nicht be- oder entschleunigt werden kann. Nur unser subjektives Gefühl von Zeit, die Eigenzeit, kann diesen Spagat zustande bringen. Hier sind wir vielleicht bei dem grundlegenden Problem angekommen. Wenn wir als „große Leute“ das Gefühl haben, dass uns die Zeit zwischen den Fingern zerrinnt, dann nur, weil die physikalische Zeit zunehmend den Rhythmus unseres Lebens bestimmt. Die laufenden Erinnerungen unserer Handys an jede verstrichene Minute nehmen die Leichtigkeit, die leben mitbringen kann.

Und jetzt? In der Überzeugung, dass niemand der ruprecht-Leserschaft plant, in nächster Zeit als Eremit das Weite zu suchen, hier eine mögliche Alternative: Zeit häufiger zu einer Interpretationssache zu machen. Die metaphorischen fünf Minuten einführen. Zu spät kommen und sich nicht dafür schämen – geschweige denn zu rechtfertigen. Menschen, die das für nicht gesellschaftsfähig halten, herausfordern. Ihnen meinen Text zu lesen geben und sie neugierig fragen:

Na, heut' schon Zeit verschwendet? (sel)

Alles, was nicht passiert ist

Kürzlich schlug ich ein Buch auf, darin eine Widmung:

*Lieber Jens, ich wünsche Dir viele schöne Erinnerungen an uns und unsere gemeinsamen Urlaubszeiten im Zusammenhang mit diesem Buch. „Naked is the way I like it!“
Ich liebe Dich
Deine Verena*

Das Datum der Widmung ist mit „Dezember 1999“ angegeben. Also vermutlich ein Weihnachtsgeschenk. Gefunden habe ich es in einem Bücherschrank.

Über 20 Jahre sind seitdem vergangen. Man fragt sich, ob diese Beziehung bis heute gehalten hat. Der Fundort des Buches spricht wohl eher dagegen. Es sei denn, es war ein Versehen, aber auch das wäre traurig. Vielleicht war es schon an Silvester 1999 wieder aus, weil einer der beiden auf einer Party die falsche Person geküsst hat.

Zeit liefert wohl sowas wie die Blaupause der Metaphysik, denn sie ist ein Wirken außerhalb unseres Einflussbereichs und wohl auch unseres Verständnisses, und in gewisser Hinsicht muss man an sie glauben. Irgendwer trumpft bei der Diskussion um das Thema Zeit immer mit dem indigenen Volk auf, dessen Angehörige angeblich keine Begriffe für Zeit oder zumindest ein völlig anderes Gespür dafür hätte. Wer sich einliest, stellt fest, dass ein indigenes Volk im Amazonas namens Pirahã stattdessen in einer denkwürdigen Form der Subjektivität zuhause ist, die schon das Konzept der Zahl quasi verbietet, sowas wie die Kategorisierung näherer Verwandter sowie. Da ihnen ohne die Zeit die metaphysische Strukturkomponente der Ewigkeit fehlt, kennen die Pirahã auch keine Religion.

Aber auch sie sterben irgendwann und leben ein Leben, das genauso wie jedes Andere in Kindheit, Erwachsenwerden und Alter eingeteilt ist.

Keine Zeit zu kennen, bedeutet wohl streng genommen, extrem viel davon nur für sich zu haben – im täglichen Miteinander kann wohl niemand auf die Einhaltung einer Verabredung pochen, wenn diese nicht zu einem Zeitpunkt fixiert werden kann – es sei denn, es existierten Umgangsformen, denen zufolge beispielsweise jede Aufgabe sofort erledigt werden muss, ohne willentliche eigene Unterbrechung. Hier kommt man der Zeit als Organisationsprinzip auf die Spur, allerdings nur innerhalb der menschlichen Mikrosphäre, kosmisch gesehen verhält es sich andersherum – das Universum bewegt sich, seinen physikalischen Gesetzen folgend, auf einen Zustand maximaler Entropie, also vereinfacht gesagt Unordnung zu. Daraus lässt sich ein Unordnungsprinzip ableiten: Zu Altern bedeutet, „dass der Schreibtisch immer voller wird“ (Daniel Kehlmann) Mit anderen Worten: Es türmt sich immer mehr Unerledigtes auf.

Die Zeit als Gesamtumfang der unerfüllten Potentiale zu beschreiben, ist wohl die denkbar pessimistischste Art und Weise. Aber es macht instinktiv Sinn: Wenn man die Jahreszahl 1999 mit dem Gedanken im Hinterkopf liest, dass Verenas Beziehung vorbei ist, entsteht auf einmal ein Eindruck von dem, was „zwanzig Jahre“ heißen können. Zeit ist das, was nicht passiert ist. Vielleicht ist das der Grund, warum ewiges Leben seinen Reiz hätte – ob man Dinge als beendet oder nur pausiert betrachtet, das wüsste jeder selbst und hätte so Deutungshoheit über sein eigenes Schicksal erlangt. (clm)

Vor

Zeit kann Vieles. Wunden heilen, verfliegen, etwas kosten, gespart und wieder verloren werden. Was sie nicht kann, ist stehenbleiben. Unsere Redaktion will trotzdem einmal auf Pause drücken und fragen: Was ist das eigentlich, Zeit?



Foto: anni



Zurück

17 Monate Corona-Pandemie. Zeit für einen kleinen Rückblick. Unsere Redaktion erzählt

Foto: nni

Besser gerüstet als zuvor

Mir haben die Kontaktbeschränkungen gutgetan. Früher hatte ich häufig das Gefühl, nicht an dem Ort zu sein, wo es gerade am besten ist. Ich war davon getrieben, immer etwas Besseres finden zu müssen und umgekehrt davon überzeugt, dass das, was man bereits hat, nicht gut genug ist. Diese „Fear of missing out“ erstreckte sich auf weite Teile meines Lebens. Wirklich genießen konnte ich nur wenige Momente. Das hat sich in den verschiedenen Lock-, Shut oder Wasauchimmer-Downs geändert. Ich wusste: Ich verpasse nichts, es passiert ja nicht viel. Die Zeit mit Freund:innen und Mitbewohner:innen erlebte ich viel bewusster und ich konnte das soziale Netz, in das ich ver-

woben bin, wirklich wertschätzen und in Ruhe pflegen. Mit dem Ende der beschränkten Zeit weiß ich viel klarer, was ich verpassen will und was nicht. Ich weiß, dass ich selbst dafür verantwortlich bin, zu wissen, was gut ist. Da gibt es kein objektives Kriterium, da gibt es nur mich, um das zu bewerten. Vielleicht bereichert mich ein langer Spaziergang mit einer Freundin viel mehr als ein Im-Kreis-Sitzen auf der Neckarwiese. Ohne den Lockdown hätte ich das viel später herausgefunden. Ich fürchte mich ein bisschen vor dem zurückkehrenden Trubel, vor den zahlreichen Verlockungen und Ablenkungen. Aber ich bin jetzt besser für ihn gerüstet als zuvor.

Alles verloren

Manchmal muss ich innehalten. Mich überkommt ein Gefühl schlagartig, wie eine schaurige Erkenntnis, eine wichtige Deadline verpasst zu haben. Dieses Gefühl, dass mir der Magen bis zu den Füßen fällt. Eine Trauer, ein Bedauern, eine innerliche Gedenfeier um die anderthalb Jahre, die ich verloren habe.

Anderthalb Jahre, das ist so verdammt lang. Ein halbes Studium, eine recht erfolgreiche Beziehung, das sind zwei ganze Schwangerschaften. Ich muss an die Freundschaften denken, die ich nie schließen konnte, die Meilensteine, die sich nicht nachholen lassen, das Leben, was in den Shutdowns einfach an mir vorbeizog. Mir fehlt

es an nichts. Das Leben lässt sich auch mit Corona in einer ganz schönen Farbe bemalen. Aber ich denke an das Studium, „die besten Jahre meines Lebens“, an eine Platzangst, weil ich im tiefsten Winter nach 20 Uhr nicht das Haus verlassen durfte, und ich werde traurig. Traurig – anders kann ich es leider nicht beschreiben.

Ich bin nicht Virginia Woolf oder Edgar Allan Poe; ich habe in der Pandemie kein Meisterwerk gezaubert und ich werde es auch nicht tun. Mein Leben lässt sich leben. Ich komme ganz gut zurecht. Aber die verlorenen Monate bleiben genau das. Verloren. Und keine Impfung der Welt kann mir das je wieder zurückholen.

Es ist nicht verwerflich, um Hilfe zu bitten

Ich weiß nicht, wie ich Corona ohne meine Therapeutin hätte durchstehen sollen. Ich habe mich erst geschämt, dass ich es nicht aus eigener Kraft schaffte, während andere doch fröhlich Bananenbrot backend und mit Freunden skypend augenscheinlich psychisch unbelastet durch die Pandemie kamen. Das ist natürlich Quatsch. Sowohl, dass es beschämend ist sich bei der Bewältigung eines solchen Ausnahmezustands auf Hilfe zu verlassen, als auch, dass alle, die in der Lage sind auf Instagram ein mehr oder weniger gelungenes Bananenbrot hochzuladen keine Sorgen und Ängste haben. Und dennoch: Ich kam nicht umhin,

mich zu vergleichen, mich zu fragen, warum mir die Energie fehlt, das Beste aus der Situation zu machen und neues auszuprobieren, während es anderen doch offensichtlich so leicht fiel, sich an diese anzupassen. Heute weiß ich, dass jeder seine eigene Art hat, mit Corona umzugehen. Manche posten Bananenbrot auf Instagram, um sich auch in der schweren Situation etwas Besonderes zu bewahren und manche – so wie ich – die brauchen eben Hilfe, um nicht komplett den Antrieb zu verlieren. Also traut euch nach Hilfe zu fragen, wenn ihr das Gefühl habt, allein nicht weiterzukommen. Es ist nichts verwerflich daran.

Landregen

Wenn es regnet, dann ist es laut im Wald. Schwere Tropfen schlagen auf Blätter und durchdringen die Regenjacke. Sogar die Unterseiten der Blätter sind nass. Hier im Wald kann ich nicht bleiben. Ich gehöre nicht hierher, dabei ist es so schön. Die Inzidenz liegt hier bei Null. Ich will im Wald bleiben, mich unter einen Baum schlafen legen und nie wieder zurückkehren, doch natürlich fahre ich zurück nach Hause und schiebe eine Tiefkühlpizza in den Ofen.

In der Pandemiewelt gefangen zu sein ist beruhigend: Die Entscheidungen werden mir aus der Hand genommen und ich kann mich in dunklem Dämmer treiben lassen, denn nichts ist sicher, alles kann sich ändern, doch es ist nicht meine Verantwortung. Was in der Pandemie für

alle in der Ferne liegt, war mir schon lange fremd: Clubs sind dicht, doch ich war eh nie feiern, Einkaufszentren sind geschlossen, doch für wen soll ich mich schon schick machen? Meine Welt ist klein geworden. Spaziergänge um dem Block und Ausflüge in den Wald. Freunde ziehen fort, doch wir haben uns eh kaum getroffen.

Wird es je vorbei sein? In diesem Sommer scheint die alte Welt zum Greifen nah. Am Neckar sitzen Menschen und reden und lachen, während ich vorbeigehe und denke: Es soll nicht vorbei sein, ich will nicht zurück in die Normalität!

Was für eine seltsame Fantasie. Ich habe doch bloß Angst vor dem Leben!

In Liebe, Corona

Es war ein kalter Januarmorgen, als ich beschloss, dass die eisige Kälte, die du hinterlassen hast, kälter ist als dieser deprimierende Corona-Winter. Du bist morgens zum Bus gegangen, um mich mit müden Augen und im Schlafkleid in der Morgendämmerung zurückzulassen. Was mache ich jetzt mit mir – halte ich diese Einsamkeit aus? Aber einsam war ich auch mit dir. Wir haben uns an diesem Tag getrennt.

In der Corona-Pandemie habe ich mich, wie viele andere auch, mit existenziellen Fragen auseinandergesetzt. Geht es weiter? Es ging weiter! Darum habe ich mich zumindest bemüht. Praktikum in einer teuren Großstadt, Umzug in das „neue Berlin“ für zwei Monate und hier und da ent-

täuschende Dates. Ich wollte raus aus Heidelberg, dieser snobistischen und charakterlosen Stadt. Eine gute Freundin von mir meinte mal: „Heidelberg ist wie in eine Postkarte springen.“ Ein Standbild. Eine Stadt, die sich in ihrer eigenen Blase heimisch eingenistet hat.

Ich brauchte etwas, das kaputt und ranzig ist. Vielleicht auch etwas Aufregendes und Neues, damit ich mich von meinem pathetischen in Selbstmitleid-Suhlen-Gedöns distanzieren kann. Etwas, was nicht eine „heile Welt“ prätentiös simuliert. Deshalb bin ich durch halb Deutschland gezogen. Ich habe temporär das gefunden, was ich so dringend brauchte: frei sein und Abstand vom eintönigen, digitalen Uni-Leben.

Vor Corona...

...hätte ich Vieles nicht für möglich gehalten:

Dass ich jeden Tag aufwache und der erste Blick den aktuellen Schlagzeilen gilt. Dass diese Schlagzeilen jeden Tag exponentiell drastischere Neuigkeiten verkünden.

Dass ich einmal von Supermarkt zu Supermarkt renne, in der Hoffnung auf eine Rolle Klopapier oder eine Packung Nudeln.

Dass die Uni von jetzt auf gleich komplett dicht macht. Dass ich Prüfungen an meinem eigenen Schreibtisch ablege. Dass es sich trotzdem mindestens genauso schlimm anfühlt.

Dass ich die Hälfte meiner Regelstudienzeit vereinsamt in meiner Wohnung vor einem Bildschirm hocke und nach dem Sinn in Videokonferenzen suche. Dass mir einmal der Augenkontakt in einem Gespräch fehlen würde.

Dass ich mich in meinem Wohnheimzimmer fühlen würde wie eine Henne in einer Legebatterie. Dass meine

Schwestern ohne Maske in der Schule sitzen würden und ich nicht einmal zum Validieren meiner CampusCard in die Mensa darf.

Dass mir gesagt wird, Studierende seien einfach nicht systemrelevant. Dass ich das auch irgendwie verstehen kann. Dass ich trotzdem wütend bin und enttäuscht, auf die Welt und auf dieses Scheiß Virus und auf Corona-Leugner.

Dass ich aufpassen muss, wie sehr ich mich mit dieser gnadenlosen Realität beschäftige, damit ich nicht komplett durchdrehe.

Dass die Stadien voller Menschen sind, während im Hörsaal zehn Menschen statt dreihundert sitzen, getestet, geimpft, genesen, mit Maske, auf Abstand. Dass ich kaum wage, auf volle Hörsäle zum Wintersemester zu hoffen.

Dass ich ganz langsam wieder die Fühler nach Leben, Freiheit und einer Zeit danach ausstrecke. Dass ich weiß, dass alles immer noch nicht garantiert vorbei ist.

Ungesund gesund?

Durch die Zwangsstörung Orthorexia nervosa werden Kleinigkeiten wie ein gemeinsames Mittagessen eine große Belastung. Eine Betroffene erzählt

Ich habe mich immer schlecht gefühlt, wenn ich etwas gegessen habe, was nicht so gesund ist – Weizenprodukte, Milchprodukte. Oft kam das vor, wenn ich keine Zeit hatte, etwas Gesundes zuzubereiten. Manchmal habe ich stattdessen lieber nur Snacks gegessen und keine richtige Mahlzeit, um diese Produkte zu umgehen. Ich hatte immer im Kopf, dass auf einer Packung viele schädliche Dinge draufstehen und hatte in gewisser Weise auch Angst, dass diese Dinge in ferner Zukunft Krankheiten verursachen.“

Die Art und Weise wie Laura*, eine Heidelberger Studentin, ihr Verhältnis zum Essen beschreibt, wird als Orthorexia nervosa bezeichnet. Bei Orthorexia nervosa handelt es sich um ein bisher nicht offiziell als Essstörung anerkanntes Krankheitsbild, bei dem die Betroffenen einer zwanghaft „gesunden“ Ernährung nachgehen. Der Begriff fiel erstmals 1997 in einem Erfahrungsbericht des Alternativmediziners Steven Bratman. Die genaue Definition folgte 2015 im Fachbuch „Gesund, gesünder, Orthorexia nervosa: Modekrankheit oder ernst zu nehmendes Störungsbild“. Die Wissenschaftler:innen Julia

Depa, Svenja Humme und Christoph Klotter beschreiben Orthorexia nervosa als „eine überwiegend psychogene [Störung], welche von sozialen und gesellschaftlichen Faktoren beeinflusst wird, in diesem Fall etwa die Tendenz unserer Gesellschaft, Nahrungsaufnahme mit rigiden Vorschriften zu verknüpfen.“

Nun lässt sich nicht jede ernährungsbewusste Person als orthorektisch einstufen. Ausschlaggebend ist der Zwang, dies zu tun, das Ausmaß und die Selbstbestrafung, die Orthorektiker:innen ausüben, wenn sie von ihren Ernährungsplänen abweichen. Was dabei genau gesund ist, entscheiden die Betroffenen selbst. Häufig nimmt die Kontrolle, die über das Essverhalten ausgeübt wird, mit der Zeit zu. Die Betroffenen achten auf immer mehr Aspekte ihrer Ernährung und beginnen, ihre Mahlzeiten umfassend zu planen. Nicht selten sind die Gedanken von dem Thema Essen bestimmt.

Steven Bratman beschreibt außerdem ein gewisses Überlegenheitsgefühl, das mit dieser strikten gesunden Ernährung einhergeht. Dieses Gefühl mündet in den Drang, andere Menschen zu missionieren und über ungesunde Lebensmit-

tel aufzuklären. So unterscheidet sich Orthorexia nervosa von anderen Essstörungen wie der Anorexia nervosa, bei welcher Betroffene eher versuchen, ihr Verhalten zu verstecken.

Die Zwangsstörung kann sich auch auf das soziale Umfeld auswirken. Grund hierfür ist, dass Betroffene stark auf Herkunft, Nährstoffe und Zubereitung der konsumierten Lebensmittel achten. Um nicht die Kontrolle über die Inhaltsstoffe ihres Essens zu verlieren, vermeiden sie es, das Essen von anderen Personen zubereiten zu lassen. „Ich wollte nicht mehr so gerne bei anderen Menschen essen oder in Restaurants. Oft gibt es dort keine gesunden Gerichte und man weiß nicht, was im Essen drin ist“, erklärt Laura. Für viele andere Betroffene wird auswärts essen deswegen sehr schwierig, was mit einer sozialen Distanzierung von Mitmenschen führen kann. „Gesund, gesünder, Orthorexia nervosa: Modekrankheit oder ernst zu nehmendes Störungsbild“ beschäftigt sich auch mit den möglichen Auslösern von Orthorexia nervosa. Die Autor:innen sehen einen Grund in dem Schönheitsideal der heutigen Gesellschaft. Schlank, sportlich und gesund zu sein, sei immer – und wenn nur un-

terbewusst – eine Ursache für Essstörungen. Den Betroffenen gehe es weniger um die Gewichtsabnahme. Wichtiger sei, gesund zu sein und zu bleiben. Da die Ernährungsweise und die permanente Angst vor schädlichem Essen dennoch zu einer Gewichtsabnahme führen kann, ist Unterernährung eine gefährliche Begleiterscheinung. Das Krankheitsbild ist somit ziemlich paradox: Die körperliche Gesundheit zwanghaft erhalten zu wollen, führt letztlich dazu, dass sie massiv gefährdet wird.

Als Laura begann, ihr orthorektisches Verhalten zu erkennen, beschäftigte sie sich viel mit ganzheitlicher Gesundheit und psychologischen Themen. Sie führt den Zwang auf emotionale Probleme zurück. „Die Umstellung der Ernährung hat mir in gesundheitlicher Sicht zwar sehr geholfen, aber irgendwann war es nur noch eine Ablenkung von den eigentlichen Problemen“, erzählt sie. „Ich denke, es ist wichtig, zu lernen in sich reinzuhören und sich zu fragen, warum man mit der Ernährung so streng ist und sich deswegen eventuell sogar zurückzieht.“ (hnb)

*Name von der Redaktion geändert

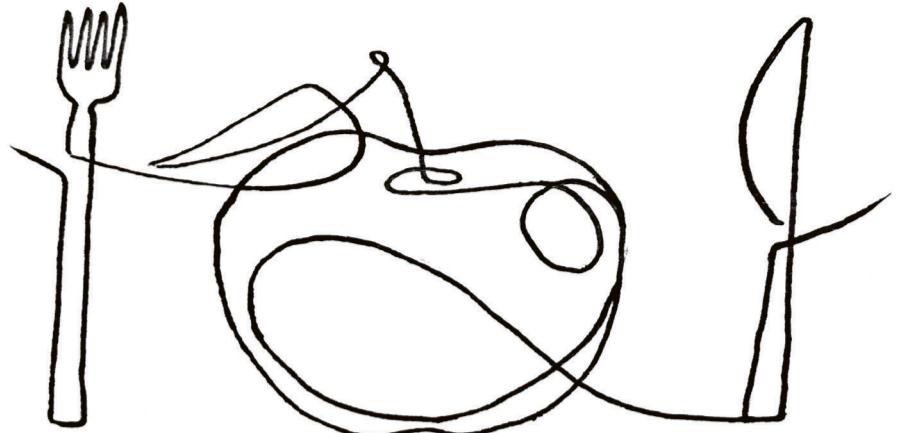


Bild: Jan Burghardt

ANZEIGE

metropolink-festival.de

29.07. –
08.08.21





„Es gibt immer mehr Flächen, welche einen Lebensraum für größere Tiere bieten“ – so wie der Neckarkanal in Heidelberg

Snap a Curry

Ein wirklich ungewöhnlicher Platz für einen Foodtruck: Der Czernyring im Heidelberger Stadtteil Bergheim. Zum mindesten mittwochs. Das Team vom Kokiya Foodtruck fährt jede Woche eine Curry-Tour an sechs verschiedene Standorte im Rhein-Neckar-Kreis. Der beliebteste ist wohl die Neckarwiese am Samstag. Dort gibt es Sitzgelegenheiten, Palmen, Musik, tanzende Menschen und – naja – den Neckar.

Weniger Urlaubsfeeling bietet der Standort am Czernyring, direkt an der Straße, inmitten von modernen Gebäudekomplexen, Bahngleisen und Autos, auf einem Schotterparkplatz. Das will nicht ganz zu dem bunt bemalten, hellgrün strahlenden Truck passen, der in dieser Umgebung wirklich auffällt.

Trotzdem – die Mitarbeiter:innen begrüßen uns freundlich und aufmerksam als wir mit dem Fahrrad vorbeifahren, zu zweit haben wir fünfmal „Hi“ gesagt.

Auf der Speisekarte stehen Linsen-, Huhn-, und „Dark Roasted Pork“-Curry, dazu gibt es Extras wie „Mango-Ananas Chutney“ und Mango Lassi. Auch Desserts wie Pannacotta werden angeboten.

Nachdem wir uns für die Linsen- und die Hähnchen-Variante entschieden haben, wird uns innerhalb einer Minute auch schon das Essen in Pappboxen zusammen mit Holzbesteck überreicht.

Einmal runter von dem Schotterplatz, lässt sich die Speise auch genießen. Das Linsencurry wird serviert mit Basmati-Reis, Kokos Sambal (Masse aus geraspelter Kokosnuss) und Spinat, dazu gibt es Papadams (dünner, frittierter Fladen aus Urdbohnenmehl). Optisch macht das in einer braunen Schachtel nicht so viel her – geschmacklich ist das Gericht



Gute Laune aus dem Foodtruck

aber wirklich überzeugend. Nicht sehr scharf, aber dennoch würzig in cremiger Soße. Besonders das Kokos Sambal ist lecker.

Die Portionsgröße ist für ein Mittagessen genau richtig, für 6 bis 8 Euro pro Portion kann man satt werden. Der kleine Becher Mango-Lassi ist für 2,50 Euro eher teuer. Zu kritisieren sind die wenigen vegetarischen Alternativen. Ein Mitarbeiter hat uns aber wissen lassen, dass die Speisekarte nicht jeden Tag gleich ausfällt und es zum Beispiel an anderen Tagen auch den „Ayubowan-Teller“ (Basmati-Reis, Papadams, Kokos Sambal mit verschiedenen Chutneys) und „Kokos Roti“ (Kokos-Fladenbrot mit Paprika, Granatapfel und Koriander) gibt.

Die Linsenmahlzeit ist keine komplexe asiatische Küche, eure Gaumen müssen sich nicht kulinarisch darauf vorbereiten – aber dennoch: das Essen wärmt von innen, vielleicht noch besser an einem verregneten Tag. So manche:r muss sich vielleicht auch dank milder Schärfe die Tränen wegwaschen: Das Gesamterlebnis verdient 4 von 5 Sternen.

„Snap a Curry“ – der Spruch auf dem Truck ist Programm. Es geht schnell, schmeckt gut, zwar nicht außergewöhnlich, aber wenn man hier nach einem Tag in der Uni oder der Arbeit zufällig vorbeischaut, lohnt es sich, den Gruß aus Sri Lanka auszuprobieren.

(hmb)

Wildes Leben in Heidelberg

Touristen lieben Heidelberg wegen der alten Gebäude, Tiere wegen der Grünflächen. Was die Tiere zu den Menschen zieht und welche Konsequenzen das für die Stadt hat

Klaus Hupke arbeitet als Professor für Geographie und Geographiedidaktik an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg. Im Zweitberuf ist er Vorstand im Heidelberger Naturschutzbund (Nabu). „Natur ist immer etwas Vernetztes“, sagt er. In Deutschland könne man zwar einen generellen Rückgang der Artenvielfalt beobachten, zugleich jedoch eine Zunahme von Tieren in der Stadt. Dies liege vor allem an den Grünflächen. „In meiner Jugend war es üblich, dass der englische Rasen das Leitbild war.“ Doch man hätte mittlerweile erkannt, dass eine Grünfläche auch mit weniger Pflege auskomme. „Damit sind viele Flächen entstanden, wo sich Gräser und Kräuter entfalten können und eine Nahrungsgrundlage und einen Lebensraum für größere Tiere bieten.“

Storch

Der Mensch sei beim Storch gar nicht mehr wegzudenken. „Fast alle Populationen vom Weißstorch sind zum Beispiel auf die Kirchtürme, Schornsteine und Dächer der Menschen angewiesen.“ Dies solle ein Ausnahmefall bleiben. „Naturschutz soll bewirken, dass sich Tiere selbst reproduzieren können, ohne dass der Mensch Geburtshilfe leisten muss.“

Feldhase

Hasen meiden Waldgebiete und Maisfelder. Bis zum Dürrejahr 2018 wurde ein großer Teil der Agrarfläche Heidelbergs mit Mais bestellt. Die Hasen trieb es deshalb in die Stadt. Nun setzen die Bauern wieder auf Getreide – gut für die Hasen

Nilgans

Es gibt Fälle, in denen sich die Menschen Eingriffe in die Natur wünschen. Die Nilgänse auf der Neckarwiese sind nicht heimisch, viele Menschen stört der Kot. Das Problem sei schon vielfach diskutiert worden. „Gänse liefern Fleisch und schmecken gut. Deshalb gab es den Gedanken, sie zu jagen“, sagt Hupke. Jagd in Siedlungsgebieten sei aber ge-

nerell verboten. Die Nilgänse könnten aber auf natürliche Weise verschwinden. Sie kommen ursprünglich aus dem östlichen Afrika. „Ein richtig kalter Winter könnte die Population an ihre Grenzen bringen.“

Taube

Manchmal schützt die Natur sich selbst am besten. Tauben haben einen natürlichen Feind: den Wanderfalken. „Er wird gegen die Massen an Tauben nicht viel ausrichten können“, sagt Hupke. Pausenloses Flüchten senke aber den Reproduktionserfolg. Darin liege der Haupteffekt der Populationskontrolle durch Raubtiere.

Sicht des Nabu aus diesem Grund nicht nötig.

Biber

Menschen haben häufig eine romantisierende Vorstellung von Naturschutz. Eingriffe in die Natur sind oft nicht möglich, ohne dabei in den Lebensraum anderer Arten einzugreifen: Seit die Biber unter Schutz stehen, ist ihre Population stark gewachsen. Laut Hupke schaden sie den uferbleibenden Gewächsen in Heidelberg. „Natur ist konfliktträchtig. Man kann nicht alles am gleichen Ort schützen, weil viele Tierarten nicht nebeneinander existieren können.“

hat, da sich Säugetiere stark über den Geruchssinn orientieren. Im Zweifelsfall, meint Hupke, sollte man sich eher zurückziehen. Die meisten Tiere, die von ihren Eltern verlassen oder krank gebracht werden, seien Todeskandidaten. Eine Aufzucht von Rehen birgt außerdem Risiken: „Jeder Förster weiß: Wenn das Reh ein Rehbock wird, darf man es nie wieder freilassen. In der Paarungszeit haben die Rehböcke derartige Aggressionen, dass handzahm aufgezogene Rehböcke schon Menschen umgebracht haben.“

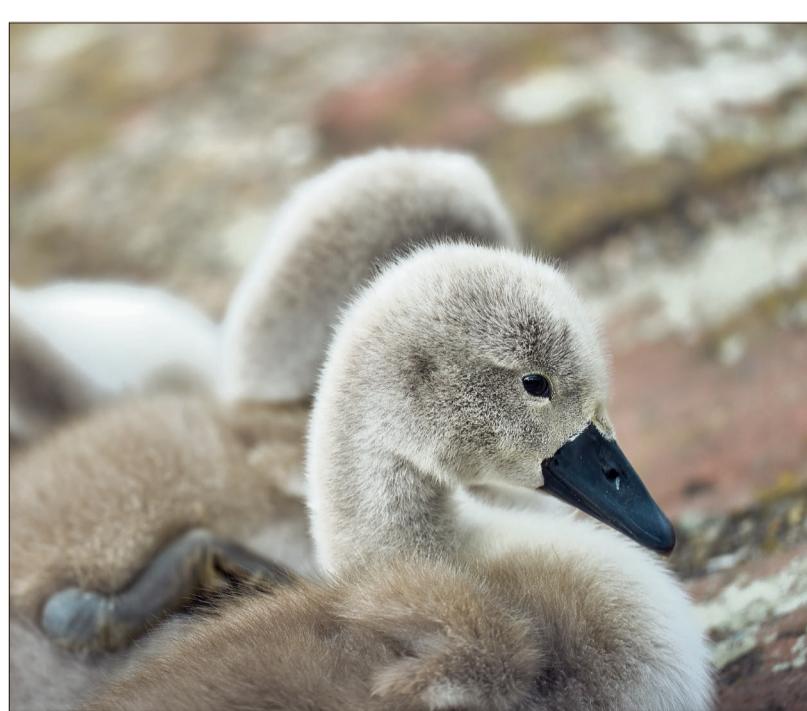
Mücke

Auf sie würden die Menschen gerne verzichten. Hupke weist auf den Eingriff in den Naturkreislauf hin. Mücken sind Nahrung für dutzende Vogelarten und andere Insektenfresser. „Wir sollten die Stechmücken nicht ausrotten, sondern auf ein Maß reduzieren, bei dem die Bevölkerung flussnaher Siedlungen noch damit leben kann.“

Kadaver

Ästhetische Ansprüche des Menschen an die Natur sind nicht immer natürlich. Für Naturschützer sei es durchaus denkbar, Tierleichen liegen zu lassen. Aasfresser wie Störche ernähren sich unter anderem von Kadavern. Kleine Kadaver dienen als Lebensraum für Aaskäfer. Ein liegengelassener Rothirsch gefällt den Spaziergänger:innen aber nicht. Seuchenhygienische Gesetze schreiben zudem vor, dass entsprechende Kadaver entfernt werden. Sie passen nicht in die menschlich empfundene Ästhetik eines Waldes. „Wir wollen eine Natur, die idyllisch ist, die zum Spazieren einlädt. Ein toter Hirsch passt nicht dazu.“

Hupke weist darauf hin, dass Tierschutz und Naturschutz sich voneinander unterscheiden. Um die Natur zu schützen, müsse man Lebensräume erhalten. Die Schicksale einzelner Tiere können dabei nicht immer berücksichtigt werden. (cah & Ihf)



Schwanenküken an der Alten Brücke

Alexandersittich

Auch der Alexandersittich ist nicht heimisch in Heidelberg. Hupke berichtet von Gesprächen mit Ornithologen. Sie sagen, die Papageienart sei unbedenklich für die Artenvielfalt. „Sie werden nur lästig, wenn sie ihre Nisthöhlen in Wärmedämmungen bauen.“ Eine Bekämpfung sei aus-

Reh

Falsche Vorstellungen von Naturschutz schaden der Natur. Findet man Säugetiere, sollte man sie nicht anfassen. Hupke sagt, dass Förstern häufig Rehkitze gebracht werden, die angeblich verlassen wurden. Das Muttertier erkennt das Rehkitz nicht wieder, wenn der Mensch es angefasst

Heidelberger Notizen

Kostenloses Sommerfestival in Heidelberg

Die Stadt Heidelberg veranstaltet vom 9. bis zum 18. Juli das Sommerfestival „Lust4Live“. Auf zwei großen Open-Air-Bühnen sowie einer mobilen Pop-up-Bühne finden unter anderem Konzerte, Lesungen und Poetry Slams statt. Die kostenfreien Tickets gibt es online oder an der Theaterkasse.

Neues Siegel für regionale Lebensmittel

Mit dem neuen Label „Genial regional“ werben in Zukunft Lebensmittelproduzenten aus der Region. Auf Initiative des Heidelberger Umweltamtes hatten sich verschiedene Gesellschafter zusammengetan, um durch die gemeinsame Vermarktung die regionale Landwirtschaft zu stärken. Die Initiatoren wollen so Klimaschutz und Wirtschaft fördern.

Gemeinderat beschließt Haushalt für 2021/22

Die Stadt kann nun bis Ende 2022 Investitionen in Höhe von 203 Millionen Euro tätigen. Dabei ist mit 109 Millionen Euro über die Hälfte für städtische Baumaßnahmen vorgesehen. Weitere Schwerpunkte in der Aufstellung sind Bildung, Klimaschutz und Mobilität.

Masterplanverfahren geht in die nächste Runde

Die Entwicklungsentwürfe für das Neuenheimer Feld werden ab September öffentlich diskutiert. Die Planungsbüros übergeben ihre Entwürfe im Juli der Stadt, dem Land Baden-Württemberg und der Universität Heidelberg zur Beratung. Am 23. September werden sie dann der Öffentlichkeit präsentiert. (jsp)

Reicht mein BAföG für Heidelberg?

Studentisches Wohnen in Heidelberg gilt als unbezahlbar. Eine statistische Auswertung von Zimmeranzeigen durch den *ruprecht* zeigt, wie hoch die Mieten tatsächlich sind

325 Euro sieht der BAföG-Höchstzins für studentischen Wohnraum vor. Vor dem Wintersemester 2020 waren es nur 250 Euro. Das reicht in Heidelberg bekanntermaßen kaum für ein WG-Zimmer. Wie viel Geld müssen Studierende für eine Bleibe wirklich auf den Tisch legen?

Wir haben 8626 öffentlich einsehbare Angebote auf der Plattform [wg-gesucht.de](#) statistisch ausgewertet. Die Zimmer wurden im Zeitraum von August 2018 bis Februar 2021 angeboten und befinden sich alle entweder in Heidelberger Stadtteilen oder in benachbarten Gemeinden.

Die Erhebung zeichnet nur ein unvollständiges Bild des Wohnungsmarktes. Es fehlen die Wohnheime des Studierendenwerks oder private Zimmeranzeigen. Andere Internetplattformen für die Zimmersuche sind nicht integriert, [wg-gesucht.de](#) ist

allerdings laut der Moses-Mendelsohn-Stiftung der größte Vermittler von WG-Zimmern in Deutschland.

Die Ergebnisse unserer Analyse zeigen, dass das durchschnittliche WG-Zimmer in Heidelberg monatlich 382 Euro kostet, 16,9 Quadratmeter misst und Teil einer Vierer-WG ist.

Am häufigsten werden Zimmer in der Weststadt vermietet, gefolgt von Handschuhsheim, der Altstadt, Rohrbach und Neuenheim.

Die Weststadt ist gleichzeitig auch einer der teuersten Stadtteile. Dort zahlt man mit 25,06 Euro drei Euro mehr pro Quadratmeter als in Rohrbach.

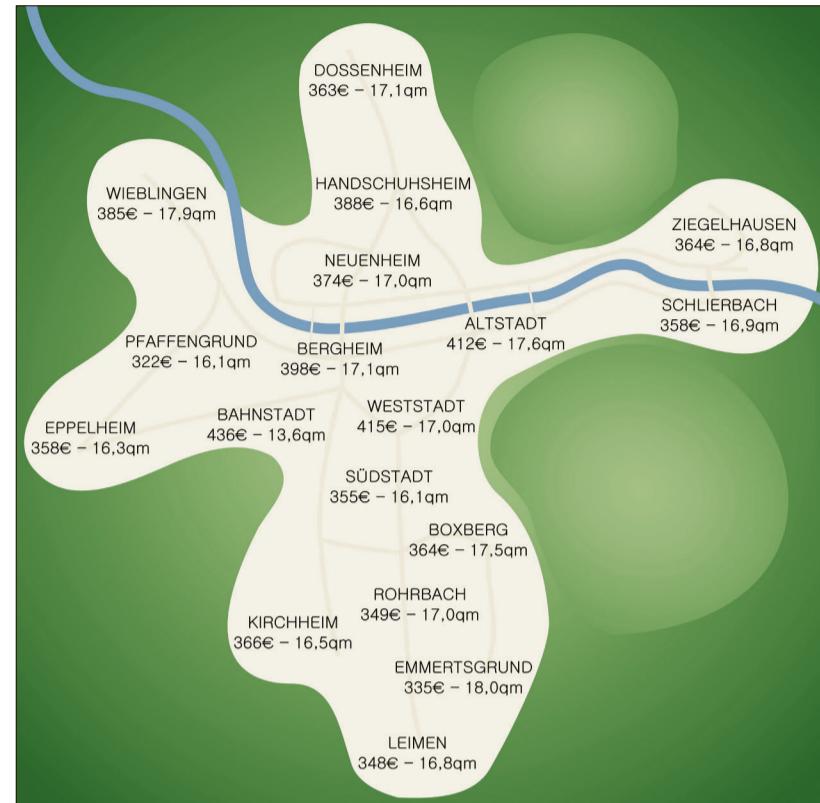
Dass Neuenheim, eher als teurer Stadtteil bekannt, durchschnittlich niedrigere Mietpreise als das benachbarte Handschuhsheim aufweist, mag an den Angeboten für Zwischenmiete in den Studierendenwohnheimen im Neuenheimer Feld liegen.

Außerhalb von Heidelberg zu wohnen, ist nicht automatisch günstiger: Der Quadratmeterpreis im Pfaffengrund ist mehr als drei Euro niedriger als in Eppelheim.

Etwas mehr als ein Drittel der Zimmer kosten weniger als 350 Euro und sind somit noch realistischerweise mit der BAföG-Pauschale in Heidelberg nicht in Betracht.

Stadtteil	Preis pro Quadratmeter
Altstadt	24,49
Bahnstadt	32,91
Bergheim	24,15
Boxberg	21,93
Dossenheim	22,06
Emmertsgrund	19,47
Eppelheim	24,07
Handschuhsheim	24,10
Kirchheim	23,14
Leimen	21,00
Neuenheim	22,39
Pfaffengrund	20,76
Rohrbach	21,77
Schlüterbach	21,48
Südstadt	24,47
Weststadt	25,06
Wieblingen	23,77
Ziegelhausen	22,64

Tabelle: [wg-gesucht.de](#)



Grafik: phr

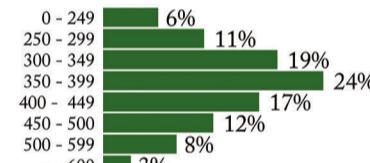
Durchschnittliche Warmmieten und Größen eines WG-Zimmers in Heidelberg

bezahlbar. Für alle Studierenden, die ihr Studium ausschließlich über ihr BAföG finanzieren, kommt somit die Mehrheit der angebotenen Zimmer in Heidelberg nicht in Betracht.

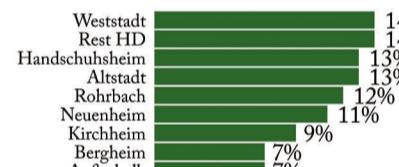
Weiterhin ist beinahe die Hälfte der WG-Zimmer kleiner als 16 Quadratmeter, wohingegen fast jedes zehnte Zimmer komfortable 25 Quadratmeter oder mehr bietet. (phr)

WG-Zimmer nach...

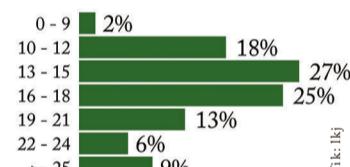
... Preisklasse



... Stadtteil



... Größe (m²)



Grafik: lkj

Neue Vorschläge für Ankunftszentrum

Nach dem Bürgerentscheid steht fest: Es wird keine Verlagerung in die Wolfsgärten geben. Doch wo werden die Geflüchteten in Zukunft unterkommen? Der Gemeinderat diskutiert eine Alternative



Das Bündnis für Ankunftszentrum, Flüchtlinge und Flächenerhalt (BAFF)

In April dieses Jahres hatten die Heidelberger Bürger:innen die Möglichkeit, sich aktiv in die Stadtpolitik einzubringen. In einem Bürgerentscheid wurde entschieden, ob das Ankunftszentrum für Geflüchtete vom Patrick-Henry-Village (PHV) in die Wolfsgärten verlegt werden sollte. 70 Prozent der Wähler:innen sprachen sich dagegen aus – ein klares Ergebnis. Die Wahlbeteiligung lag bei 40 Prozent, und war damit so hoch wie bei keinem Bürgerentscheid in Heidelberg zuvor.

Organisiert wurde der Bürgerentscheid vom Bündnis für Ankunftszentrum, Flüchtlinge und Flächenerhalt (BAFF). Das Bündnis entstand als Reaktion auf die geplante Verlegung

des Ankunftszentrums in die Wolfsgärten und besteht aus über 30 Organisationen, Vereinen und Parteien. Dazu gehören beispielsweise die Gewerkschaft Verdi, das Antirassismus-Réferat des Studierendenrates, Fridays for Future oder das Bündnis für gerechten Welthandel.

So unterschiedlich die Bündnispartner auch sind – alle waren sich einig: die Wolfsgärten mit ihrer abgeschiedenen Lage zwischen zwei Autobahnen, einer Bahnlinie und einer Kreisstraße stellten keine attraktive Alternative zum PHV dar. Die Geflüchteten sollten ins Stadtleben integriert werden, anstatt abgeschottet hinter Lärmschutzwänden zu leben. Auch die geplante Flächenversiegelung

sorgte für Kritik, weil Ackerfläche verloren geht. Vertreter:innen einzelner Bündnispartner und Aktive des Bündnisses setzten sich deshalb für einen Bürgerentscheid ein, sammelten Unterschriften und stellten konkrete Forderungen an die Stadt. Schließlich mit Erfolg: Das Bürgerbegehren konnte dank der fast 10 000 Unterschriften stattfinden und die Heidelberger:innen unterstützen das Anliegen des BAFF.

„Die angestoßenen Prozesse stellen eine Chance für die Heidelberger Bevölkerung und für die Stadtentwicklung dar“, so Dorothee Hildebrandt, Teil des BAFF. „Wichtige gesellschaftliche Herausforderungen wie Migration, Klimaschutz und Wohnen können wir hier zusammenhängend und ineinander greifend behandeln, sodass vorbildliche Konzepte entstehen können.“

Oberbürgermeister Eckart Würzner betont nach dem Bürgerentscheid: „Die gesamte Diskussion hat jedoch eindeutig gezeigt: Unsere Bürgerinnen und Bürger haben nicht gegen die Wolfsgärten, sondern für eine Lösung innerhalb von PHV gestimmt. Diese Akzeptanz ist eindrucksvoll und eine gute Grundlage, um jetzt in einem neuen Anlauf endlich eine sichere Perspektive für das Ankunftszentrum hier in Heidelberg zu entwickeln.“

Auf dem Gelände des PHV soll ein moderner und ökologischer Stadtteil entstehen. Dem sollte das Ankunfts-

zentrum ursprünglich weichen – vielen missfiel die Vorstellung eines abgeschotteten Bereichs inmitten des Viertels. Grund für die geplante Verlegung in die Wolfsgärten waren unter anderem Vorgaben des Landes Baden-Württemberg, die die Umsetzung im PHV stark erschwerten. Aufgrund des Bürgerentscheids hat das Land die Anforderungen für ein Ankunftszentrum im PHV nun angepasst: Das Zentrum darf auf mehrere Flächen verteilt werden, wenn sie fußläufig und barrierefrei zu erreichen sind. So kann das Ankunftszentrum auf mehrere Gebäude aufgeteilt und besser in das Viertel integriert werden.

„Dieses Entgegenkommen von Seiten des Landes eröffnet uns allen neue Chancen, das Zentrum hier in unserer Stadt unterzubringen und gute und sichere Räume für Menschen auf der Flucht zu schaffen“,

ANZEIGE

**Seit über 45 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM**

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * erfahrene Dozenten
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

„Antisemitismus war normal“

In der Nacht auf den 29. August 2020 kam es im Haus der Heidelberger Burschenschaft Normannia zu einer Gewalttat. Mitglieder sollen einen anderen Verbindungsstudenten mit Gürteln geschlagen und beleidigt haben, nachdem dieser von seiner jüdischen Großmutter erzählt hatte. Im Zuge dessen löste die Altherrenschaft die Aktivitas der Normannia auf. Alte Herren sind ehemalige Bewohner des Verbindungshauses. Der Prozess gegen die Tatverdächtigen steht noch aus (Stand: Juli 2021). Die Normannia ist Mitglied in der Deutschen Burschenschaft, einem Verband, der häufig mit Rechtsextremismus in Verbindung gebracht wird. Ein Gespräch mit einem Aussteiger, der die Burschenschaft im August 2019 verließ:

Was ging dir durch den Kopf, als du von dem Gürtel-Vorfall im August 2020 gehört hast?

Ein ehemaliger Mitbewohner hat mir einen Screenshot von der Homepage der Normannia geschickt. Dort stand, dass die Aktivitas aufgelöst wurde. Mich hat nicht überrascht, dass so etwas bei der Normannia passiert ist. Vielmehr hat mich überrascht, dass der Geschädigte Anzeige erstattet hat. Ich weiß, dass die mutmaßlichen Angreifer den Geschädigten schon jahrelang kennen. Sowohl der Geschädigte als auch einer der Angreifer waren bei der Jungen Alternative (Jugendorganisation der AfD, Anm. d. Red.), der andere war der Ortsgruppenleiter der Identitären Bewegung (rechtsextreme Gruppierung, Anm. d. Red.) in Heidelberg. Ich glaube, dass der Geschädigte für den Frieden des Verbindungslebens keine Anzeige erstattet hätte, wenn er gewusst hätte, was für eine Welle er damit losritt. Aber das weiß ich natürlich nicht genau.

Schläge mit einem Gürtel sind wirklich brutal, das überrascht dich auch nicht?

Viele Verbindungsstudenten beleidigen und provozieren sich gegenseitig, besonders oft im betrunkenen Zustand. Außenstehende verstehen nicht, was das soll. Wenn jemand zu viel provoziert, wird es schnell mal körperlich. Aus meiner aktiven Zeit weiß ich von vielen körperlichen Auseinandersetzungen mit anderen Verbindungen.

Wie bist du Aktiver in der Normannia geworden?

Ich wurde im Frühjahr 2017 Mitglied in der Jungen Alternative. Nach einer Einladung in einer WhatsApp-Gruppe war ich bei einem Vortrag auf dem Haus der Normannia; da war ich 15. Das Haus war schön, ich habe mich gut mit den Leuten verstanden. Mir war auch klar, dass die Normannia tendenziell rechtsgerichtet ist. Es ist nicht so, dass ich nicht wusste, was da los ist. Als ich ein paar Monate später in die Normannia eingetreten bin, hatte ich konservative und rechte Werte. Um neue Leute zu finden, brauchte die Normannia keine Zimmeranzeigen im Internet, das ging über politische Kontakte.

Das war also ein Anlaufpunkt für rechte Netzwerke?

Auf jeden Fall. Es gab eigentlich keinen Grund, vorbeizukommen, wenn man nicht in rechten Kreisen unterwegs war. Jemand vom SDS (Sozialistisch-Demokratischer Studierendenverband, Anm. d. Red.) hätte sich kein Zimmer in der Normannia angeschaut.

War die Normannia deshalb unbeliebt bei anderen Burschenschaften?

Kann man so sagen. Wir hatten bei 20 der ungefähr 30 Verbindungen in Heidelberg Hausverbot.

Warum?

Ganz unterschiedlich. Teilweise historisch, wegen der Deutschen Burschenschaft, also ohne konkrete Vorkommnisse. Viele hatten generell eine Abneigung und wollten nichts mit den Normannen zu tun haben. Bei manchen Verbindungen gab es konkrete Vorfälle. Zum Beispiel bei der Verbindung Vandalo-Guestphalia: Ich weiß noch ganz genau, dass 2019 ein Brief kam. Alle Normannen bekamen ein unbefristetes Hausverbot. Ein paar Tage davor hatten wir dort geklingelt, die haben aufgemacht und wollten uns nicht hereinlassen. Dann wurden sie körperlich angegangen und ihnen wurde gegen die Tür gekickt.

Was haben die Alten Herren der Normannia zu solchen Vorfällen gesagt?

Viele Alte Herren siehst du in den zwei Jahren



Foto: nni

„Es gab viele körperliche Auseinandersetzungen mit anderen Verbindungen“

Nach einer Gewalttat im August 2020 löste die Heidelberger Burschenschaft Normannia ihre Aktivitas auf. Leon Stockmann war dort bis August 2019 Mitglied. Er kennt die Beschuldigten persönlich und gewährt Einblicke in das Verbindungsleben

deiner aktiven Zeit gar nicht. Die wohnen irgendwo in Deutschland und kriegen überhaupt nichts aus Heidelberg mit. Es gab 15 bis 20 aktive Alte Herren. Die wussten, was auf dem Haus passiert.

Die aktiveren Alten Herren tolerierten Auseinanderstellungen der Aktiven auf dem Haus?

Ja, ganz klar. Die aktiven Alten Herren waren die Rechteren und auch die Geschickteren. Auf dem Stiftungsfest (Jahrestreffen der Burschenschaft, Anm. d. Red.) waren nämlich auch gutgläubige Alte Herren aus der liberaleren Vergangenheit der Normannia zu Gast. Da wurde dann nicht übertrieben, dafür haben die aktiven Alten Herren gesorgt. Es wurde durchaus das Deutschlandlied mit allen drei Strophen gesungen, das ist aber ganz normal. Viele von den Älteren sehen das als Tradition und definieren sich nicht deshalb als rechts. Die wollten die rechtsextreme Einstellung nicht wahrhaben und sich die Stimmung nicht von ein paar 20-Jährigen kaputt machen lassen.

Welche Dinge sollten die moderaten Alten Herren nicht mitbekommen?

Das waren Standard-Slogans wie „Sieg Heil“ oder „Heil Hitler“, das wollten die nicht hören. Außerdem Sauf- oder irgendwelche Schmähgesänge. In Burschenschaften singt man normalerweise traditionelle und unverfälschte Lieder. Aber die Jüngeren haben natürlich ganz andere Lieder auf Lager. Die wurden bei höherem Pegel angestimmt, wenn die Modera-

ten nicht da waren. Viele Alte Herren hat das überhaupt nicht gestört. Wenn du durch dein Milieu geprägt wurdest, dann sind Dinge für dich unspektakulär, die für andere Leute echt krass sind. Antisemitismus war ganz normal. Ausdrücke wie „Ey, du Jude“ oder „Ey du Nigga, mach mal das...“ gehörten zum Alltag.

Die Aktivitas wurde offiziell aufgelöst. Aber die Burschen studieren doch noch weiter?

Die Wenigsten wohnen noch in Heidelberg. Einige sind weggezogen, weil sie mit ihrem Studium fertig waren. Die Jüngeren mussten aus dem Haus ziehen, haben aber immer noch Kontakt zueinander. Vor wenigen Tagen habe ich zwei Mitaktivisten von damals gesehen, als sie den Schlossberg hochgelaufen sind. Ich weiß nicht wohin, aber es kann gut sein, dass sie – sie haben sicher noch ihre Schlüssel – immer noch in dem Haus aus- und eingehen.

Es gab anfangs die Idee, dass die Stadt das Haus übernehmen soll, damit die Alten Herren daran kein Geld mehr verdienen können. Was denkst du dazu?

Ich kann nicht einschätzen, inwiefern die Distanzierung stattgefunden hat. Wenn moderate Alte Herren das Ruder übernommen haben, sollte man ihnen eine Chance geben. Ich gehe aber stark davon aus, dass diejenigen, die nicht erwischen wurden, immer noch tonangebend sind.

Kurz nach dem Vorfall gab es das Bestreben, eine neue Aktivitas mit einer Verpflichtung

zu demokratischen Werten zu gründen. Wie glaubwürdig ist das?

Das kann man leicht widerlegen. Man kann keine weltoffene und tolerante Aktivitas eröffnen wenn jeder, der nicht weiß ist, generell nicht Mitglied werden kann. Das ist grundsätzlich widersprüchlich. Welcher weltoffene Typ sagt: „Ich begebe mich in die Schlangengrube und baue die Normannia wieder auf“? Das ist unglaublich. Wenn man eine weltoffene Verbindung will, geht man in die anderen Verbindungen. Alle sind liberaler als die Normannia. Das waren hohle Phrasen der Alten Herren. Die wussten selbst, dass das nicht funktioniert hätte.

Gab es einen konkreten Zeitpunkt, an dem du gedacht hast „Jetzt will ich nicht mehr“?

Konkret hat das Anfang 2019 in Mannheim angefangen. Da war ich dabei, als ein linkes Kulturzentrum in Mannheim angegriffen wurde. Die Geschichte ist richtig groß geworden. Es gab Staatschutzermittlungen, die auch meine damalige Freundin betrafen. Vor Gericht wurde ich verwarnt. Das war der Moment, in dem ich angefangen habe, zu reflektieren. Ich studiere Lehramt, da steht irgendwann auch eine Verbeamtung an. Es sieht schlecht aus, wenn man in so einer verrufenen Burschenschaft ist. Besonders, wenn es mal zu einer Verfassungsschutzbeobachtung käme. Anlass dazu gab es schon immer.

An was denkst du?

Zum einen an verbote Symbole, aber zum anderen daran, dass der Ortsgruppenleiter der Identitären Bewegung auf dem Haus wohnte und dort regelmäßig seine Stammtische abhielt. Auch die Kasse der Ortsgruppe wurde auf dem Haus gelagert. Ich wollte mit dem Ortsgruppenleiter nicht mehr zusammenwohnen. Es war klar: Entweder geht er oder ich. Im März oder April 2019 bin ich aus der Jungen Alternative ausgetreten, war aber noch bei der Normannia. Da war es für mich schwerer, rauszukommen. Ich hatte dort Freunde, mit denen ich viel Zeit verbracht hatte. Am Ende sind dann zwei dieser Freunde mit mir ausgetreten.

Welche Konsequenzen hatte der Austritt für dich?

Es wurden Möbel beschädigt, die ich aufs Haus gebracht hatte. Natürlich bekam ich Beleidigungen auf WhatsApp. Aber das hielt sich in Grenzen. Ich wurde nicht bedroht. Die einzigen, die mein Austritt wirklich störte, waren ja die Leute von der Normannia. Menschen aus anderen Verbindungen haben das meistens gut verstanden können und nicht kritisch gesehen.

Was denkst du jetzt zu Burschenschaften oder Studentenverbindungen allgemein?

Burschenschaften außerhalb des Dachverbands Deutsche Burschenschaft – und auch dort gibt es einzelne Ausnahmen – sind okay. Das Verbindungsmilieu zieht eher konservative Menschen an, der krasse Rassismus war aber eine Normannen-Eigenheit. Sonst kommen nur einzelne problematische Personen von anderen Verbindungen dazu, die bis zuletzt mit der Normannia in Kontakt waren. Einer von dem Corps Thuringia war Dauergast auf dem Normannenhaus und hat sich dort wohler gefühlt als im eigenen Bund. Auf dem Normannenhaus konnte er sagen, was den eigenen Bund nur gestört hätte.

Hat Heidelberg ein Problem mit rechten Burschenschaften?

Jetzt nicht mehr.

Bewegst du dich noch in dem rechten Milieu?

Ich bin in keiner Verbindung mehr. Auch schon seit zwei Jahren nicht. Ich bin auch nicht mehr rechts eingestellt.

Das hört sich so einfach an, du warst tief in der rechten Szene verwurzelt. Und dann bist du einfach ausgestiegen?

Ich schließe mein Verhalten ein Stück weit auf mein junges Alter. Auch mit 16 weiß man, was die Sachen bedeuten, die man sagt. Aber man ist empfänglicher und weniger kritisch bei Schmähgesängen. Und man wollte sich selbst auch ein bisschen wichtig machen. Am Ende war der Ausstieg einfacher, als es sich anhört. Das ist wie nach einer unglücklichen Beziehung: Man macht Schluss und merkt nach zwei Wochen: „Warum habe ich das nicht schon viel früher gemacht?“ Der Abschied war gar nicht so schmerhaft.

Das Gespräch führte Thomas Degkwitz

Coronas langer Schatten

Auch lange nach überstandener Covid-Infektion kann das Virus den Alltag erschweren. Sechs Monate später kämpft die Hälfte der Patient:innen noch mit Spätfolgen

Während die Inzidenzen in die Höhe schossen, galt die Aufmerksamkeit der unmittelbaren Lebensgefahr durch das Coronavirus. Jetzt, da die Zahlen auf den Intensivstationen abflauen, kristallisiert sich immer mehr heraus, welche Spätfolgen das Virus auslösen kann: Sechs Monate nach Erkrankung hatte laut einer norwegischen Kohortenstudie jeder zweite Patient:in noch Symptome. Die Studie in Bergen umfasste 82 % der Erkrankten, die dort während der ersten Welle verzeichnet wurden – insgesamt 312 Personen. Von ihnen waren 247 nur leicht erkrankt. Nach sechs Monaten klagten in dieser Gruppe 55 % über anhaltende Beschwerden.

Die Wahrnehmung entscheidet

An den Zahlen wird schnell klar, dass Covid-19 auch bei jungen Erwachsenen zwischen 16 und 30 Jahren einen Abdruck im Leben hinterlassen kann. Am häufigsten litt diese Gruppe unter Geschmacks- oder Geruchsverlust (28 %), weiterhin klagte rund ein Fünftel über Ermüdung (21 %). Auch Konzentrations-, Schlaf- und

Gedächtnissstörungen kamen bei über zehn Prozent vor. Auch der Kreislauf kann beeinträchtigt sein.

Die Erkrankung könnte also auch nach der akuten Phase noch lange nachwirken. Allerdings ist zu beachten, dass die Teilnehmer der Studie durch die intensive Befragung sechs Monate nach ihrer Infektion ihre Symptome verstärkt wahrgenommen haben könnten. Die meisten Symptome beruhen auf individueller Wahrnehmung. Objektiv sind sie nur schwer zu beurteilen.

Psychische Auswirkungen von Long Covid

Laut den Ärzten in der neu gegründeten Münchner Post-Covid-Ambulanz ist bei Beschwerden zwölf Wochen nach Infektion unstrittig, dass es sich um ein Long-Covid-Syndrom handelt – eine Krankheit, die auch als „Post Covid“ bekannt ist. Die Ambulanz, betrieben vom Max-Planck-Institut für Psychiatrie, nimmt sich nicht nur der körperlichen Symptome von Long Covid an, sondern auch der Auswirkungen auf die Psyche. So

kann es auch zu Depression und Angst kommen.

Während die genauen Auswirkungen im Gehirn noch nicht geklärt sind, hat das Max-Planck-Institut für Physik und Medizin einen Hinweis im Blut gefunden: Die Forscher:innen untersuchten die Flexibilität der Zellen. Die roten Blutkörperchen neuer oder ehemaliger Covid-Patienten waren verformt, sodass diese Zellen weniger elastisch wurden und das Passieren durch enge Blutgefäße erschwert wurde. Die Folgen wären daher letztlich eine verschlechterte Sauerstoffzufuhr bis hin zu Thrombosen.

Auch die weißen Blutkörperchen, die Teil des Immunsystems sind, wiesen Veränderungen auf: Sie waren flexibler als sonst, was typischerweise auf eine starke Immunreaktion hindeutet. Das Max-Planck-Institut vermutet in einer Publikation im *Biophysical Journal*, dass diese Veränderungen in der Zellstruktur hinter Atemnot, Müdigkeit und dem Verlust von Geruch- oder Geschmackssinn stecken könnten.



Bild: pxl

Selbst Treppensteigen kann mit Long Covid zur Herausforderung werden

Bis zu einer vollständigen Erklärung von Long Covid ist es noch ein weiter Weg. Ärzte und Politiker fordern interdisziplinäre Kompetenzzentren für Betroffene. Schon jetzt fließen staatliche Fördergelder

in die Erforschung der Krankheit. Auch im Universitätsklinikum Heidelberg gibt es bereits eine Long-Covid-Ambulanz. Das Ziel ist letztlich ein regionales Versorgungskonzept. (Ihf)

Stigmatisiertes Bluten

Noch heute kann Menstruation ein Tabuthema sein.

Wie war es früher und was hat sich geändert?

Unbeabsichtigt haben VOX und zwei Männer aus Nordrhein-Westfalen es geschafft, die Periode bundesweit in die Schlagzeilen zu bringen. Die Erfindung eines pinken Einweghandschuhs sollte die Menstruation regelrecht aus dem TV-Abendprogramm heraus revolutionieren. Es verfestigte sich der Eindruck, Tampons und Binden seien etwas, das vor Mitbewohnern hinter rosa Plastik versteckt werden müsse. Die Stigmatisierung der Menstruierenden regte viele auf.

Der pinke Handschuh ist bald wieder vom Markt verschwunden. Was bleibt, ist jedoch der bittere Nachgeschmack und das Unverständnis darüber, dass die Periode im Jahr 2021 noch immer nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Grund genug, sich geschichtlichen Wahrheiten zu stellen.

„Wie hältst du's mit der Religion“, fragt Gretchen die Titelfigur im berüchtigten Abschlussklassenquälidrama *Faust*. Das tief religiöse Mädchen wollte den zwielichtigen Gelehrten auf seine Frömmigkeit hin prüfen. Dabei hätte Faust selbst besser fragen können: „Wie hält es die Religion mit dir?“ Denn besonders die Weltreligionen hatten und haben dezidierte Meinungen zur weiblichen Periode.

Was viele von ihnen verbindet, ist eine fast coronamäßig anmutende Abneigung gegen Verunreinigung durch Sozialkontakte. Die Berührung einer menstruierenden Frau, oder eines Gegenstandes, auf dem sie saß oder lag, macht laut Christentum, Judentum und Hinduismus unrein oder, so der Islam, lässt den Mann seine geistige Ruhe verlieren. Christen und Juden schlossen Menstruierende streng von religiösen Zeremonien aus. Noch heute vermeiden es ultraorthodoxe Juden deshalb, eine fremde Frau

zu berühren. Die Hindus haben eine ganze Reihe ausfeilter Verbote erachtet: Weder lachen noch weinen solle die Menstruierende, und auf keinen Fall die Planeten beobachten. Auch musste sie das Haus verlassen, um ihre Periode an einem anderen Ort durchzustehen. Noch heute gibt es etwa in Nepal Menstruationshütten, in die sich Frauen und Mädchen zurückziehen müssen. Dort sind sie Witterung und wilden Tieren ausgesetzt, aber auch übergriffigen Männern.

Auch in Deutschland waren Menstruierende mit einer ganzen Reihe von Einschränkungen konfrontiert. Wein und Bier würden durch die Berührung einer Blutenden sauer, hieß es da, und Brotteig würde nicht aufgehen. Im thüringischen Köschitz wurden sie als Waffe gegen Raupenbefall eingesetzt, im Glauben, sie könnten die Tiere vertreiben. Noch im 18. Jahrhundert dachte man, es entstehe eine Schlange, wenn man das Haar einer Menstruierenden vergrübe.

Periodenblut hatte angeblich eine solch zerstörerische Kraft, dass es selbst Bombenfestes lösen kann: die Dauerwelle. Jedenfalls wurde das in Westfalen noch bis in die späten 70er in den Berufsschulen gelehrt. Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurde menstruierenden Frauen vom Tanzen, Alkoholtrinken und Schlittschuhlaufen abgeraten.

Was in der Retrospektive so kurios wie lustig klingt, offenbart eine tief verwurzelte Diskriminierung, die von Männern und Frauen reproduziert wurde. Es zeigt auch, wie ignorant man selbst in scheinbar aufgeklärten Zeiten mit den Eigenheiten des weiblichen Körpers umging. Und noch heute müssen Frauen während ihrer Periode mit Ausgrenzung rechnen. Ja, die Periode verdient mehr Aufmerksamkeit, aber eben nicht mehr Diskriminierung. (pet)



Bild: Pedro Ribeiro Simões / Flickr

Am Rand der Geschichte

Wie lebten lesbische Frauen in der Mitte des 20. Jahrhunderts? Ein Forschungsprojekt klärt auf

Der 1. März 2021 markierte den Beginn des Forschungsprojekts, das sich mit der fast unerzählten Geschichte lesbischer Liebe beschäftigt. Unter dem Titel „Alleinstehende Frauen“, „Freundinnen“, „Frauenliebende Frauen“ – Lesbische Lebenswelten im deutschen Südwesten (circa 1920er-1970er Jahre)“ arbeiten nicht nur mehrere Fachrichtungen, sondern auch zwei Universitäten zusammen: Forscher:innen der Universitäten Heidelberg und Freiburg beschäftigen sich aus historischer und medizingeschichtlicher Perspektive mit der Thematik.

Interdisziplinäres Projekt

Das Projekt wird vom baden-württembergischen Wissenschaftsministerium mit 200 000 Euro gefördert. Es besteht aus drei Unterprojekten: In Freiburg beschäftigt sich das Team rund um Sylvia Paletschek unter dem Thema „Akteur*innen – Vernetzungen – Kommunikationsräume“ mit den Lebenswegen einzelner Frauen, die Frauen begehrten. In Heidelberg arbeiten die Mitarbeitenden von Katja Patzel-Mattern am Historischen Seminar am Teilprojekt „Die Grenzen des Privaten. Rechtliche und

private Rahmenbedingungen“. Hier stehen die rechtlichen Aspekte im Vordergrund, ebenso die Konflikte, die mit öffentlichen Institutionen wie Justiz oder Fürsorge entstanden. Das dritte Teilprojekt findet am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin in Heidelberg statt. Es untersucht Psychiatriekarten und zeithistorische Publikationen zum Thema weibliche Homosexualität. Dies soll die ganze Breite der Lebensrealitäten jener Zeit erfassen.

Frauen im Konflikt mit gesellschaftlicher Norm

Steff Kunz vom Institut für Geschichte und Ethik der Medizin in Heidelberg beschäftigt sich mit dem medizingeschichtlichen Ansatz: „Unser Beitrag zu dem Projekt besteht unter anderem darin, durch das sensible Lesen der psychiatrischen Akten Andeutungen, Kommentare oder gar deutliche Aussagen zu homoerotischen Gedanken oder Beziehungen zu finden. Dadurch, dass wir in den Teilprojekten so eng zusammenarbeiten, erhoffen wir uns, dass diese einzelnen Puzzleteile in einigen Fällen zu einer plastischeren Geschichte verwoben werden können – das finde

ich unglaublich spannend“, sagt Kunz. Persönlich interessiert sie vor allem das „Moment des Eigensinns und Widerstands“ gegen das bestehende System.

Weite der Lebensrealitäten

Die Arbeiten beschäftigen sich nicht nur mit der Diskriminierung, die lesbische Frauen Mitte des 20. Jahrhundert traf, sondern wollen ein breites Bild von den Lebensrealitäten der Frauen zeigen. „Das Spannende sind für mich alternative Lebensformen von Frauen im Allgemeinen, aber auch, wo sie mit der gelebten und erwarteten gesellschaftlichen Norm dieser Zeit in Konflikt gerieten“, sagt Mirijam Schmidt, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar. „Ich bin immer wieder von der Vielfältigkeit des Forschungsprojekts überrascht“, sagt sie.

Interessierte können das Projekt im Internet verfolgen. Sowohl der eigens ins Leben gerufenen Blog „Lesbische* Lebenswelten im dt. Südwesten 1920–1970“ (Link: <https://lesbenwelt.hypotheses.org/>) als auch der Twitteraccount @LesbischeL informieren über aktuelle Ergebnisse und Termine. (jli)

Wenn das innere Auge blind ist

Manche Menschen haben kein bildliches Vorstellungsvermögen. Was verbirgt sich hinter „Aphantasie“ – und was bedeutet es, damit zu leben?

Denk an ein Pferd“, fordert Thomas Ebeyer seine Mitmenschen auf. Die meisten sehen in ihrem Kopf ein Pferd – mal braun, mal gefleckt, mal steht es mitten in einer Wiese. Ebeyer sieht nichts. Und er ist nicht der einzige. Ungefähr drei Prozent der Menschen können keine Bilder vor ihrem inneren Auge sehen.

Seit 2015 hat dieses Phänomen einen Namen: Aphantasie, der Zustand ohne Vorstellungsvermögen.

Der Psychologe Merlin Monzel forscht an der Universität Bonn zu Aphantasie. „Das visuelle Vorstellungsvermögen ist ein Kontinuum von ‚überhaupt nicht möglich‘ bis hin zu fotorealistischen Vorstellungen. ‚Überhaupt nicht möglich‘ bezeichnen wir als Aphantasie“, so Monzel, „es ist allerdings streitbar, ob ein vorhandenes, aber stark eingeschränktes Vorstellungsvermögen auch schon als Aphantasie bezeichnet werden kann.“

Ebeyer ist Aphantast. „Wenn meine Augen offen sind, sehe ich alles, was ich wahrnehme. Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich das Innere meiner Augenlider. Ich habe als Aphantast keine bildliche Vorstellung für Pferde, keine für Erinnerungen aus der Vergangenheit, keine für zukünftige Vorstellungen“, erklärt er.

Anders als die Anderen

Das Vorstellungsvermögen gibt es bei der Aphantasie nur bei denjenigen Vorstellungen nicht, die der Mensch willentlich erzeugt. Denn manche Aphantast:innen können durchaus Bilder vor ihrem inneren Auge sehen. Diese drängen sich allerdings dem Gehirn auf. Solche relativ seltenen Bilder nennen die Forscher:innen auch Flashes.

Ebeyer hatte höchstens ein oder zwei Mal ein solches Erlebnis – als er eingeschlafen war: „Ich erinnere mich sehr vage, dass ich einmal in einem Bilderbuch einen Wassertropfen gesehen habe, der in einen Teich gefallen ist. Das dauerte ungefähr 30 Sekunden. Aber je mehr ich das Bild fokussiert habe, desto mehr verschwand es.“

Die Ursache der Aphantasie ist nicht ganz geklärt. Biologisch funktioniert das Vorstellen umgekehrt zur Wahrnehmung. Beim Wahrnehmen empfängt das Auge die Informationen von außen und das Gehirn verarbeitet diese Informationen weiter. Beim Vorstellen hingegen fängt der Prozess im Frontallappen an, wo das Gehirn unter anderem die Bilder interpretiert. Der Frontallappen signalisiert, dass sich die Person ein Bild vorstellen möchte. Dieses Signal leitet das Gehirn zum visuellen Kortex weiter, der im Occipitallappen liegt.

Der visuelle Kortex aktiviert Neurone, die für das Wahrnehmen des Gegenstandes zuständig sind; nur ein wenig schwächer als

„Wirklich, du siehst Bilder im Kopf?“

schauen. Im zweiten Schritt bekommen sie den Namen einer Obst- oder Gemüsesorte

gezeigt, beispielsweise „Banane“. Dieses Obst oder Gemüse soll man sich innerhalb von vier Sekunden bildlich vorstellen. Nun gibt es zwei Möglichkeiten, die eintreten können. Bei der ersten Mög-

len können“, erklärt der Forscher Monzel.

Eine weitere Theorie besagt, dass Aphantast:innen im visuellen Kortex mehr Erregung haben als Nicht-Aphantast:innen. Durch diese Übererregung sei das Gehirn derart überlastet, dass mehr Neuronen im Occipitallappen aktiviert, sodass sich das Bild im Kopf nicht durchsetzen kann. Welche Erklärung die richtige ist, steht noch nicht ganz fest.

Obwohl das visuelle Vorstellungsvermögen so fundamental ist, entdecken Aphantast:innen ihre besondere Denkweise tendenziell sehr spät.

Auch Ebeyer wurde sich seiner Aphantasie erst mit ungefähr 20 Jahren bewusst, als er studierte. „Eine Freundin erzählte mir, dass sie bei Erinnerungen ein klares Bild vor ihrem inneren Auge sieht. Daraufhin meinte ich: ‚Wirklich, du siehst Bilder im Kopf?‘ Ich war sehr verwirrt.“

Wie viele Aphantast:innen fing er an, sein Umfeld zu befragen. „Ich habe festgestellt, dass jede andere Person etwas beschrieb, was ich nicht so erlebte“, sagt Ebeyer rückblickend. „Am Anfang fühlte ich mich ein wenig isoliert. Denn ich kannte niemanden, der meine Erfahrungen teilte – ich war der einzige.“

Damals gab es für das Phänomen keinen Namen. Erst mit dem Neurowissenschaftler Adam Zeman wurde die Aphantasie prominent. Er forscht seit 2005 zu diesem Thema, in einem Artikel von 2015 fällt zum ersten Mal der Name Aphantasie.

Auf der Suche nach Testverfahren

Nach der neuen Popularität im 20. Jahrhundert forschen Wissenschaftler:innen unter anderem an Methoden, die Aphantasie objektiv feststellen können. Einer der bekanntesten Tests ist der „Binocular Rivalry Visual Imagery Task“ von Rebecca Keogh und Joel Pearson von der University of New South Wales in Sydney.

Auch Monzel entwickelte mit seiner Forschungsgruppe einen solchen Test. Er beruht auf der gleichen Wirkung wie der von Keogh und Pearson: dem sogenannten Priming-Effekt. Der Effekt besagt, dass eine Vorstellung im Kopf eine spätere Reaktion beeinflusst.

Menzels Verfahren, der sogenannte Spontaneous Use of Visual Imagery Visual Search Task, funktioniert in vier Schritten: Zunächst zeigt der Bildschirm den Proband:innen ein sogenanntes Fixationskreuz, damit sie auch tatsächlich auf den Bildschirm

lichkeit zeigt der Bildschirm den Proband:innen die Worte zweier Sorten, beispielsweise „Banane“ und „Apfel“ – sie sollen ihr Gemüse oder Obst mit Pfeiltasten auswählen. Bei der zweiten Möglichkeit tauchen nicht die Worte zu den Obst- und Gemüsesorten auf, sondern die jeweiligen Bilder.

Als der Bildschirm die Worte der Obst- und Gemüsesorten zeigte, schnitten sowohl die Aphantast:innen als auch die Kontrollgruppe gleich gut ab. Als die Proband:innen nur die Bilder des Obstes oder des Gemüses

sind der Gründer von Pixar, Edwin Catmull, der Mozilla-Mitbegründer Blake Ross, oder auch der Zeichner des Meerjungfrauenspiels *Arielle*, Glen Keane.

Allerdings wirkt Aphantasie sich auf das Empathiesvermögen aus. Erste Befunde zeigen, dass Aphantast:innen

von einer geringeren Empathie berichten als Nicht-Aphantast:innen. „Wenn mir beispielsweise meine Schwester erzählt, dass sie gestern hingefallen ist, dann würde ich als Aphantast eine geringere empathische Reaktion zeigen als jemand, der sich vorstellen kann, wie sich meine Schwester wehgetan hat.“ Das gilt aber nur für Situationen, in denen die aphantastische Person nicht anwesend war. Wenn Aphantast:innen bei solchen Ereignissen dabei sind, zeigen sie die gleiche empathische Reaktion.

Auch Ebeyer spürt die Auswirkungen von Aphantasie in seinem Alltag. „Ich lese lieber Sachbücher, weil sie stärker fakturbasiert sind.“ *Harry Potter* fand er früher nicht spannend. „Jetzt verstehe ich, wieso andere Leute die Romane geliebt haben; sie hatten ja eine ganz andere Leseerfahrung als ich“, blickt Ebeyer in seine Vergangenheit zurück. „Jeder hat sich die Geschichten wahrscheinlich visualisiert – sie hatten die gesamte andere Welt vor ihrem inneren Auge.“

Rhythmus und Gedächtnis

Im Jahr 2019 veröffentlichte eine Forschungsgruppe um den Wissenschaftler Marcus Wicken einen Artikel, der solche Leseerfahrungen untersuchte. Sie testete die Nervosität von Aphantast:innen und Nicht-Aphantast:innen. Dabei hörten die Proband:innen unter anderem eine Geschichte über einen Haiangriff. Die Wissenschaftler:innen maßen währenddessen die sogenannte Hautleitfähigkeit, ein Maß, das die Nervosität wider spiegelt. Das Ergebnis: Die Nicht-Aphantast:innen hatten eine höhere Hautleitfähigkeit als die Aphantast:innen – sie waren also nervöser als die diese. „Das ist ein gutes Indiz dafür, dass Menschen Bilder brauchen, um emotionale oder empathische Aspekte von Geschichten zu transportieren“, sagt Monzel.

Ebeyer hat sich eigene Lerntechniken angeeignet. Ihm waren nicht die farbigen Marker wichtig, sondern der Rhythmus der Wörter. „Wenn ich das gleiche Wort im gleichen Muster sage, habe ich mich in der Klausur an den Rhythmus erinnert“, erzählt Ebeyer.

Zufälligerweise sprach Ebeyer im Juni auch mit der *New York Times* über Aphantasie. Zu diesem Zeitpunkt stand der *ruprecht* bereits im Kontakt mit ihm; die beiden Projekte waren völlig unabhängig voneinander.

Probleme mit seinem Erinnerungsvermögen hat Ebeyer ebenfalls – wie viele andere Aphantast:innen auch. Fachleute sind sich einig, dass sich Aphantasie auf das Gedächtnis auswirkt. Gerade das autobiografische Gedächtnis ist laut Forscher Monzel eingeschränkt. Demnach könne

man Informationen entweder visuell abspeichern, also in Form von Bildern, oder in abstrakter Form. „Wenn eine Strategie wegfällt, muss es die andere Strategie allein bewältigen. Natürlich ist nur eine Strategie zu haben schlechter, als beide zu haben“, sagt Monzel.

Trotz der Einschränkungen ist Aphantasie keine Krankheit – dafür müssten die Betroffenen unter ihr leiden, sagt Monzel. Nur wenige von ihnen berichteten aber von Leidensdruck, so Monzel.

Im Moment leben

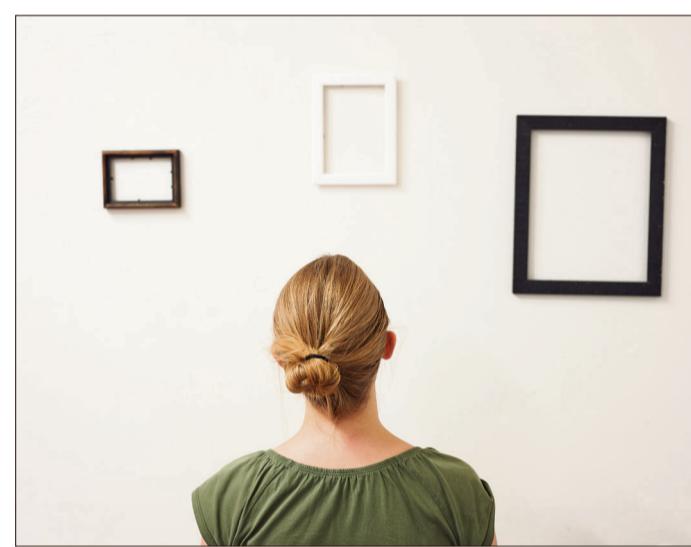
Aphantast:innen neigen dazu, mehr in der Gegenwart zu leben als Andere. „Anstatt die Energie für vergangene oder zukünftige Vorstellungen zu nutzen, leben viele Aphantast:innen eher nach dem Motto: Aus den Augen, aus dem Sinn“, erklärt Monzel. Dadurch sei die Resilienz, also das Zureckkommen mit Problemen und kritischen Lebenssituationen, bei Aphantast:innen gestärkt. „Aphantasie bewahrt einen vor einigen Effekten, die schlechte Erinnerungen haben können. Die Fähigkeit, negative Erlebnisse nicht noch einmal durchleben zu müssen, ist meiner Meinung nach aber ein Vorteil“, bestätigt Ebeyer.

Das fehlende innere Auge hindert ihn nicht daran, in seine Zukunft zu blicken: „Ich würde sagen, dass ich mit einem Kompass lebe und nicht mit einer Karte. Ich habe kein visuelles Bild im Kopf davon, wie meine Zukunft aussehen wird. Es ist eher, dass ich weiß, dass ich diese Richtung eingeschlagen habe. Ich weiß, was mich bewegt und worum ich mich kümmern möchte“, sagt Ebeyer. Der Amerikaner leitet das Aphantasia Network – eine Organisation, die Aphantast:innen aus aller Welt zusammenbringen will.

Auch die Forschung arbeitet momentan an den Grundlagen des Phänomens. „Was Aphantasie betrifft, wissen wir noch nicht viel über die Praxis. Aber es gibt enorm viele Felder, in denen Aphantasie einen Impact haben könnte“, sagt Monzel.

Ein Aspekt betrifft Wachkoma-Patient:innen. Ob sie hirntot sind oder nicht, entscheiden die Ärzte:innen, indem sie die Patient:innen aufforderten, sich etwas bildlich vorzustellen. Es ist davon auszugehen, dass Aphantast:innen bei dieser Frage keine Reaktion zeigten, so Monzel – unabhängig davon, ob sie hirntot waren oder nicht. Letztlich könne diese Information vielleicht Leben retten.

Ebeyer sieht seine Aphantasie mittlerweile als etwas Positives. Was, wenn er die Möglichkeit hätte, eine Pille zu schlucken, mit der er ein visuelles Vorstellungsvermögen bekommen könnte? „Ich würde es vielleicht für einen Tag probieren. Aber endgültig würde ich die Pille nicht nehmen wollen.“ (mas)



Menschen mit Aphantasie können keine inneren Bilder sehen

Foto: nati

bei der Wahrnehmung selbst, denn sonst wäre es eine Halluzination. „Bei Aphantasten funktioniert vermutlich die Verbindung zwischen dem Occipitallappen und dem Frontallappen nicht wie bei den meisten anderen, weshalb sie sich nichts bildlich vorstellen

„Wirklich, du siehst Bilder im Kopf?“

bekommen sie den Namen einer Obst- oder Gemüsesorte

gezeigt, beispielsweise „Banane“. Dieses Obst oder Gemüse soll man sich innerhalb von vier Sekunden bildlich vorstellen. Nun gibt es zwei Möglichkeiten, die eintreten können. Bei der ersten Mög-

Zwischen hier und dort

Lockdown. Singlehaushalt. Erstsemester. Wie der Zauber von „Community“ mich durch die Coronazeit gebracht hat

Neinundzehn Jahre, Abi in der Tasche, neue Stadt, Erstsemester Politikwissenschaft, allein zu Hause, Corona. Ich befnde mich in einer Phase ultimativer Dazwischenhaftigkeit. Zwischen zwei Lebensabschnitten, zwischen zwei Städten. Zwischen alten Leuten und neuen Leuten, zwischen älterem Jugendlichen und jungem Erwachsenen. Zwischen Zynismus und Emotionalität, zwischen Pragmatismus und Sehnsucht.

Dan Harmon's (Rick and Morty) inzwischen zwölf Jahre alte Comedyserie „Community“ hat ihre Spitzenzeiten längst hinter sich. Sie ist nicht wirklich plotlastig und modern, eher ein weniger bekanntes, fröhliches Relikt der Zehner-Jahre und gleichzeitig immer ihrer Zeit voraus gewesen. Wie kommt es, dass ausgerechnet diese Serie, ausgerechnet in 2021 bei mir genau die richtigen Knöpfe drückt?

Am Greendale Community College, dem Setting der Serie ist alles leicht abgefickt. Nichts funktioniert, es gibt absolut kein Geld und noch weniger Kompetenz. Für die Protagonist:innen hat das vorherige Leben mehr oder weniger abrupt geendet und auf eine unliebsame Art und Weise in diesem Community-College gemündet. Greendale ist für sie ein notwendiges Übel, die gebüdewordene Dazwischenhaftigkeit. Relatable. Doch vor allem „Community“'s Unterschiedlichkeit zur Coronalebenswirklichkeit fesselt einen.

Ich bin üblicherweise kein Comedykonsument. Aber gerade wird jeder Tag ein besserer, wenn er eine gewisse Dosis stumpfe Comedy und hörbares, ehrliches Lachen beinhaltet. Der Humor ist meta, intelligent

und selbstironisch, lebt von bissigem Sarkasmus, einer riesigen Menge Randomness, budgetsprengenden Konzeptepisoden und einem Overkill aus Wort- und Namenswitzen (im englischen O-Ton gucken!)

Eine der erfrischendsten Qualitäten für den Corona-Lockdown sind die Umgangsformen in „Community“. Die Serie ist extrem körperlich, hat wenig Schauplätze, aber viele Menschen auf engem Raum. Es herrscht

„Community“ fühlt sich auf eine willkomme Art und Weise „weit weg“ an. Der Alltag in Greendale ist alles in Allem der Alltag von 2009, 2010, et cetera. Die Serie ist außerdem sehr amerikanisch und vollgepackt mit Popkulturreferenzen, von denen ich die Hälfte nicht verstehe. Aber das ist okay! Mein Punkt ist, dass die Serie einfach nicht *zu nah am Zahn* der Zeit klebt. Ich studiere Politikwissenschaft und bin auch ansonsten die



„Ein virtueller ‚Group Hug‘ kann gerade eben auch nicht schaden“

eine konstante sexuelle Grundspannung zwischen den Charakteren, ohne dass diese jemals im Vordergrund stehen würde, es wird getanzt und gefeiert. „Community“ schafft es aber immer noch die Balance zu halten. Die kindlich verspielte Art der Serie im ständigen Konflikt mit den Anforderungen einer erwachsenen Lebensrealität ist der schmale Grad, der einfach Spaß macht.

meiste Zeit des Tages mit (schlechten) Nachrichten und Frustration konfrontiert. Die Serie ist zwar nicht unpatriotisch, in vielerlei Hinsicht sogar sehr divers und progressiv, aber dennoch kann sie mit ihrem 2021-Kontrastprogramm eine Art Zuflucht sein.

„Community“ ist stark charakterzentriert und man entwickelt eine enge Bindung zu den Räumlichkeiten, zur Schule und eben zu den

Charakteren. Durch die ganze Serie ziehen sich deren Unsicherheiten und die persönliche Weiterentwicklung, insbesondere in der Gruppe und als Freund:innen. Die Serie arbeitet – zwar selbstironisch, aber dennoch ehrlich – mit Wohlfühlwerten wie Loyalität, Rückendeckung und Gutherzigkeit, trägt das Wort „Gemeinschaft“ ja sogar im Namen. Dabei wird sie oft so cheesy, dass es mich unter normalen Umständen wortwörtlich zum Kotzen bringen würde. Aber so ein virtueller „Group Hug“ kann gerade eben auch nicht schaden.

„Community“ spielt mit Sinnlosigkeit, das ist Teil seines ganzen selbstironischen Charmes. Mit ihrem „Rick and Morty“-esque'schem Existentialismus trägt die gesamte Produktion einen Touch Selbstzerstörung und „Leb den Tag als wär es dein Letzter“ in sich.

Ich habe die Serie als Zufluchtsort bezeichnet und trotzdem ist sie das nicht dadurch, dass sie eine realitätsferne Illusion von stumpfen Idealbildern erschafft, sondern dass sie in all ihrer Imperfektion ehrlich und nahbar ist.

Den Reiz von „Community“ mit all seinen Facetten genau festzumachen fällt sehr schwer, vermutlich ist er auch für jede:n ein anderer, aber ein Takeaway ist für mich besonders stark.

„Community“ fordert mich dazu auf, jetzt zu leben, jetzt zu lieben, den motherfucking diem zu carpen und ich fühle mich bereit dafür, aber kann es jetzt gerade nicht. Also schau ich diesen Leuten auf Netflix dabei zu. Das ist auf Dauer natürlich weder gesund, noch erstrebenswert. Aber: Es fühlt sich jetzt gerade gut an. (ben)

Zeit Geist

Harrys Styles: Hat er Pullunder wieder trendy gemacht?

Was an Harry Styles fantastisch aussieht kann an mir nicht schlecht aussehen: Das ist denkbar das dümmste Argument, um sich im Bereich Fashion weiterentwickeln zu wollen. Jedenfalls wenn es um die Anschaffung eines Pullunders geht. Das liegt zum einen daran, dass Harry ihn vermutlich nicht für 29,99 € auf der überzeugenden Website eines verachtenswerten Fast Fashion Unternehmens gefunden hat, sondern von einem geschulten Team ausgesucht, angezogen und kombiniert bekommen hat. Selbstverständlich sieht er also toll darin aus.

Das kann man über das farbentechnisch eher weihnachtlich anmutende Teil aus der Ready to wear Kollektion nicht sagen, also dass es toll aussieht. Vielmehr stellt es einen vor die schier unmöglich erscheinende Jahrhundertaufgabe es so zu kombinieren, dass man darin nicht aussieht wie die Persiflage des zwar durchaus sympathischen, aber in seiner Rolle doch verschroben wirkenden Ost-Comedian Olaf Schubert. Jedenfalls habe ich diese Erfahrung gemacht.

Was in High School Filmen der 00er Jahre ein riesiges, neonfarbenes Leuchtsignal dafür war, dass der Nerd des Films jetzt seinen großen Auftritt bekommen wird, ist jetzt also cool. Naja, einfach als einziges Oberteil tragen fällt raus. Danke Olaf!

Das Internet soll helfen, schließlich gibt es einem zu allen möglichen Themen bereitwillig Input. Was soll bei der Suche nach Fashion Tipps also schiefgehen?

Die *Instyle* beglückwünscht ihre Leser:innen prompt zum Kauf des



Foto: anni

trendigen Teils und erklärt, dass es eine tolle Ergänzung des Zwiebellooks sei. Das sei jedenfalls die Stil-Regel Nummer Eins gut gestylter Frauen.

Die Kombination aus Pullunder und Bluse sieht an der abgelichteten Influencerin fantastisch aus, an mir aber wie die modische Weiterentwicklung des Charakters Maurice Moss aus der Serie The IT Crowd (Einschalttempfehlung).

Oder für Nicht-Kenner, als würde ich mich so verkleiden wie man sich jemanden vorstellt, der einem den Druckertreiber installiert. Die modische Errungenschaft entwickelt sich also mehr und mehr zum Albtraum. Die *Elle* bietet bessere Tipps. Neben den bereits assortierten Varianten ganz ohne etwas drunter und mit Bluse drunter empfiehlt die Seite die Kombination mit Longsleeve oder T-Shirt.

Die Entscheidung fällt auf das T-Shirt, schließlich scheint die Sonne.

Der Feierabend wird um 10:30 Uhr eingeläutet der Pullunder zuhause ausgezogen und da hängt er nun und wartet auf seinen Einsatz. Fashion Experiment gescheitert.

Ich bleibe bei Jeans und T-Shirt. Ganz ohne Pullunder. Harry's Styles sind eben nicht für jedermann.

Eine Kolumne von Petra Freudenberger

ANZEIGE

Jetzt kaufen:
tickets.rnv-online.de

Fahr mit dem Semester-Ticket!

Ein halbes Jahr mit den Bussen und Bahnen der rnv zur Vorlesung und zur nächsten Party.

Weitere Infos gibt's in unseren Social Media Kanälen, auf unserem Blog, in unserem Podcast und unter www.rnv-online.de.

Mitglied im VRN

Als Kind war ich großer Hannah Montana Fan. Als Miley Cyrus dann ihren Ausbruch aus dem U-18-Käfig hatte, brach in dem heilen Disney-Schlafraffenland eine Welt zusammen. So einen Skandal hatte man seit Britney Spears nicht mehr erlebt. Sich über das Leben einer fremden Person aufzuregen ist das perfekte Mysterium des Disney-Stars-Gone-Bad.

Jetzt haben wir Instagram und Twitter und neuerdings auch Tiktok. Die Stars sind langweilig, sie können im Jahr fünf Mini-Skandale haben und niemanden interessiert es. Als Miley Cyrus mit 15 in einem Bettlaken eingewickelt auf der amerikanischen *Vogue* erschien oder als Britney Spears bei den MTV Video Music Awards Madonna auf der Bühne küsst, wurde ein internationaler Notstand ausgerufen. Wo bleibt die Spannung? Wo bleibt das Mysterium? Wo bleibt der Star?

Nun ist sie da. Olivia Rodrigo schlug im Januar mit ihrer Debüt-Single „driver's license“ ein wie eine Bombe. Sie übertraf alle Spotify-Rekorde, die es gibt, und ist nun auf einem steilen Weg nach oben zum etablierten 2020er-Teenie-Idol. Was macht sie so besonders? Na, die Skandale! Rodrigo ist ebenfalls ein Disney-Star, sie spielt bei einer High-School-Musical Spin-Off Serie mit. Dort hatte sie, so munkelt man, mit einem anderen Darsteller eine romantische Beziehung. Er hat sie aber sitzen lassen und dann mit einer anderen Disney-Blondine der neuen Generation rumgeschmust. Genau davon handelt das Lied - und im Endeffekt Olivias Rodgers ganzes Album.

Wer den Schock des „Cry Me a Rivers“-Videos noch im Kopf hat, nachdem Britney und Justin doch ihre Liebe für immer geschworen hatten, der wird das Singen meines Popkultur-affinen Herzens im Jahr 2021 verstehen. Endlich hat die Welt der Popmusik mehr als nur sulzige Ed Sheeran Lieder zu bieten. Es gibt Spannung, Schlagzeilen und unangenehme Interview-Fragen. Vielleicht wirke ich auf den ein oder anderen unnormal besessen von dem Liebesleben zweier Teenager. Aber alle haben ein guilty pleasure. (nat)

Bitte cancelt Wonderwall

Warum die Wonderwall-Cover aufhören müssen und welcher Oasis-Song viel leichter das Herz eures Dates erweicht. Ein Plädoyer

Eigentlich war das Date ja ganz schön. Er hatte seine beste Vintage-Trainingsjacke herausgekramt, die Haare extra gut in ungekämmte Position gestylt, die besten Sneaker ausgepackt. Man sah ihm an, dass er sich wirklich in Schale geworfen hatte. Den ganzen Spaziergang über war er aufmerksam, humorvoll, sogar weniger selbstbezogen als sonst. Auch das Zimmer war aufgeräumt, zum ersten Mal seit zwei Monaten hatte er das Bettlaken gewechselt. Statt dem 2 Euro Tetrapack-Rotwein gab es Wein aus der Glasflasche. Zur Krönung seiner Balzversuche hatte er sich etwas ganz Besonderes ausgedacht. Ein Ständchen auf der Gitarre. Wir wissen alle, wie die Geschichte weitergeht.

Unser namenloser Protagonist hat in gespielter Unsicherheit an seinem halbironischen Schnauzer rumgefummelt, um anschließend eine vollkommen unironische Version von „Wonderwall“ zu schmettern. Inklusive etwas zu langem Augenkontakt bei „Because maybe/ you're gonna be the one who saves me“. Noch vor Ende des Songs hat sein ebenfalls namenloses Date ihr Handy rausgekramt und die Hilfsbotschaft an ihre Freundin geschickt. Fünf Minuten später hat der Goldfisch Durchfall bekommen und sie war aus der Tür raus. Woran lag das? Ganz einfach, „Wonderwall“. Wer möchte sich im Jahr 2021 noch einen fünfundzwanzig Jahre alten Song anhören, der schon vor 20 Jahren zu Tode gecovert wurde? Sogar die endlos coole Lucy Dacus findet das peinlich, hat sie mir zumindest erzählt. Also, warum denken immer noch zahllose Geis-

teswissenschaften-Studis, dass ein Wonderwall-Cover das Herz ihrer Angebeteten erweichen wird?

Naja, zuallererst ist der Song verdammt leicht zu spielen. Jeder Gorilla bekommt die Gitarrenakkorde zu Wonderwall hin. E-G-D-A in der Grundstruktur lassen sich so abwandeln, dass der kleine und der Ringfinger immer in der gleichen Position bleiben. Der Text klingt irgendwie romantisch und irgendwie cool zugleich. Also genau so, wie man eben auf einem Date wirken will. Außerdem gibt es doch noch das zärtliche „maybe“ im Refrain, das die Angebetete doch mitsingen könnte. In der Theorie schön und gut, in der Realität aber ein absoluter Reinfall.

Neue Pfade braucht das Land, und ich habe einen gefunden. Warum ihr mir vertrauen solltet? Erstens, in der Einleitung habe ich mich selbst beschrieben. So sehr es schmerzt, auch ich habe schon halbironische Versionen von „Wonderwall“ gespielt. Aber hey, „Don't Look Back In Anger“, oder so. Ist ja auch egal. Viel wichtiger ist was anderes. Ich habe mehr als zwei Oasis-Songs gehört. Nicht immer freiwillig, ich bin kein Gallagher-Jünger. Für mich ist Noel nicht die Wiedergeburt Jesu Christi mit Topfhaarschnitt, Porostar Koteletten und Partydrogen-Abhängigkeit.

Aber egal jetzt, ich will auf was anderes hinaus. Es gibt einen Oasis-Song, der viel, viel besser für ein erstes Date geeignet ist. Nein, nicht „Champagne Supernova“. Mit „Little By Little“ erreicht ihr auch nichts, außer,



Klassischer Oasis "Wonderwall"-Gitarrist.

dass der ganze Raum spontan wegnickt. Vielleicht etwas von „Dig Out Your Soul“, um zu beweisen, dass ihr euch so richtig mit Oasis auskennt? Die einzige Sache, die schlimmer ist, als ein Oasis-Fan, ist ein snobistischer Oasis-Fan. Die beste Anzahl an Oasis-Songs im Gedächtnis sind drei. „Wonderwall“ (sehr unfreiwillig), „Live Forever“ (lief mal auf ner Hausparty) und „She's Electric“ (tatsächlich sehr, sehr gut!). Aber das wusstet ihr alles schon. Dass Oasis gnadenlos überbewertet sind und „Wonderwall“-Cover immer scheiße sind, ist Allgemeinbildung für Leute unter 25.

Ich hab aber noch etwas von Relevanz. „She's Electric“ ist nicht nur ziemlich gut, sondern auch der perfekte „Wonderwall“-Ersatz. Klar, „She's Electric“ erfordert ein

Minimum an Können am Sechsafter. Kommt aber eh besser, wenn man zumindest ein kleines bisschen kann. Viel wichtiger ist aber der Text. Oh, dieser Text. Er überschlägt sich von Lebenslust und Augenzwinkern, ein Loblied auf dem Braten im Ofen und Kaffee bei Müttern. Ständig auf der Suche nach dem nächsten Flirt, dem nächsten Kinderreim, bis irgendwann alles im Dadaismus verschwindet. Statt einem gejaulten „And after all, you're my wonderwall“, singt lieber „Cause I'll be you/ and you'll be me“. Klingt nämlich herrlich schwachsinnig und nicht nach Heiratsantrag beim zweiten Date. An der Stelle gäbe es nun die Gelegenheit über das toxische Männlichkeitsbild in „Wonderwall“ zu reden. Aber das ginge viel zu weit. Nur so viel: Die

Erwartung, von seiner Partnerin „gerettet“ zu werden ist nur ein weiterer Eintrag in die Abzählung unbezahlter emotionaler Arbeit an Frauen, die sich durch das gesamte gesellschaftliche Leben zieht.

Was ihr also mit euren „Wonderwall“-Covers wirklich aussagt, lautet ungefähr: „Frauen müssen mehr arbeiten als Männer, ich weigere mich, mir professionelle Hilfe für meine ernstzunehmenden psychischen Probleme zu suchen, du musst dich nun darum kümmern.“ Wollt ihr wirklich auf einem Date so überkommen? Oder lieber verführerisch zwinkern, während ihr „She's got a baby in the oven/ but it's got nothing to do with me“ säuselt. Oder euch direkt als Schwiegersohn par excellence präsentieren? „And I quite fancy her mother/ and

I think that she likes me“. Hier vielleicht nicht zwinkern, weil... Ihr wisst schon. Selbiges gilt für „And she's got a sister/ and God only knows how I've missed her“. Außerdem: „She's electric“, was ein geiles Kompliment. Elektrifizierend. Wer möchte nicht so beschrieben werden? Zehnmal besser als irgendein Gefasel von einer Wundermauer. Ich möchte keine Wundermauer sein. Wundermauer klingt nach dem Bösewicht in einem Gebrüder Grimm-Märchen, das zurecht vergessen wurde. Bei „Elektrifizierend“ denk ich an den Juli-Knüller „Elektrisches Gefühl“ oder den Alexander Marcus-Klassiker „Elektriker“. Was gibt es Romantisches? Allerhöchstens, die Gitarre auf dem Date im Koffer zu lassen. Aber das scheint wohl keine Option zu sein... (hah)

Foto: unsplash

Das Recht auf Widerstand

Anti-faschistisch und (pro-)juristisch? Die Radikalisierung einer Mannheimer Jurastudentin in 110 Minuten

Jura, Mannheim, Antifa – thematisch nah, nah und fern von der Realität Heidelberger Studierender. Realität war diese Kombination für Julia von Heinz in den 2000er Jahren. Jetzt ist unter ihrer Regie ein Spielfilm auf Netflix erschienen, der an ihre Geschichte angelehnt ist.

Warum sollte ich mir den Film geben?

Mehr „Relatable“-Faktor wird es für Heidelberger Studierende aus dem deutschen Film wohl dieses Jahr nicht mehr geben: Die Hauptperson, Luisa, ist etwa 20, zieht gerade aus, und ist Jura Ersti in Mannheim. Bekanntere Schauplätze gab es seit „Isi und Ossi“ auch nicht. Selbst die Heidelberger Antifa wird erwähnt; beziehungsweise deren Unbedeutsamkeit: So kommen aus Heidelberg „drei Leute plus, minus eins“ zur Unterstützung der Antifa bei einer radikalen Protestaktion, während aus Frankfurt etwa 30 und aus Mannheim schon doppelt so viel anreisen.

Aberseits vom Puncto Auszug und Neubeginn geht es Luisa in ihrem Studium und Leben gerade besonders um Art.20 GG.

Doch nicht so relatable? Sie, und mit ihr die ganze Jurist:innenwelt,

stellen sich die Frage, bis zu welchem Extrem Widerstand legitim ist, wenn jemand versucht, die Verfassungsordnung zu stürzen. Im Film geht es bei den Verfassungsstürzer:innen um Rechte, die innerhalb der Partei „Liste 14“ auftreten. Die Partei wirbt mit roten Schriftzügen auf hellblauem Grund, ist also offensichtlich eine Anspielung auf die AFD. Besonders die Sicherheitsfirma, welche die „Liste 14“ engagiert, ist nach Informationen der Gruppe um Luisa herum besonders stark in der rechten Szene aktiv und bringt die Ideologie der Partei immer mehr unter die Leute.

Luisa ist überzeugt, etwas gegen den Rechtsruck zu unternehmen und wird Mitglied einer Mannheimer Antifa-Gruppierung, die aus einer Kommune herausarbeiten. Hier versucht sie, sich mit Gleichgesinnten zusammen der Frage nach radikalen Maßnahmen zu stellen.

Und? Wenn man nach einer klaren Antwort auf die Frage sucht, dann ist man bei „Und morgen die ganze Welt“ auf jeden Fall falsch. Man wird

jedoch mit mehreren Personen konfrontiert, mit deren Ansichten zu Nazis man zwar generell sympathisieren kann, die aber über die Stränge schlagen. Beziehungsweise wird man genötigt zu entscheiden, ob sie über die Stränge schlagen. Dabei gibt es große und kleine Facetten: Freunde hintergehen für die Veränderung des Status Quo? Luisa steht konsequent im Konflikt mit ihrer besten Freundin Batte, welche aus einer juristischen Arbeitsgruppe heraus gewaltlos eine Revolution provozieren will. Luisa

meint, es wäre naiv zu glauben, es funktioniere so einfach. Oder ist das gar nicht ihre Meinung, sondern die von Alfa, dem allseits umschwärmten Boy der Kommune?

Außerdem kommt das Thema Privileg auf – für viele Heidelberger Studierende auch nicht zu fern. Luisa ist eine Deutsche, Weisse, aus adligem, wohlhabendem Haushalt. Ihre Mitstreiter:innen schätzen, dass sie deswegen radikaler agieren kann, abgesichert durch den Namen ihrer Familie. Es gibt eine kritische Szene,

in der Luisas Mitstreiter:innen einer langfristigen Inhaftierung sehr nahe kommen, Luisa jedoch nicht betroffen ist. Man kommt auch nicht umher sich zu fragen: Woher kommt die ganze Wut trotz ihrer privilegierten Situation?

Eigentlich darf jeder gleich wütend über Nazis und das kapitalistische System sein. Oder?

Ist irgendwas jetzt wirklich besonders toll? Ja. Die Kameraführung. Der Relatable-Faktor wird nur zu 50 Prozent durch die Nähe zu Studierenden und Heidelberg getriggert. Der Rest kommt dadurch, dass man immer unfassbar nah am Geschehen zu sein scheint. Man bekommt den Eindruck, selbst einen Stein in der Hand zu spüren oder eigenhändig Konflikte aufzulösen. Die Kameraführung ist also ein großes Plus.



Die Protagonistin Luisa ist Mitglied bei der Antifa

Bild: flickr (mightymightyratze)

Gar keine Kritik? Frustrierend, sehr frustrierend. Denn viele der Fragen, die aufgeworfen werden, und Handlungsschritte, die begonnen werden, verlaufen ins Nichts. Besonders das Ende lässt einen im Dunkeln zurück. Es gibt generell wenig Hintergrundinformationen zur konkreten politischen Brennpunktlage und zu den einzelnen Charakteren. Wahrscheinlich würde der Film sonst aber allzu stark einer Milieu-Dokumentation gleichen. (eme)

Joachim Gramlich macht seinen Job gerne und außerdem schon ziemlich lange. Seit 20 Jahren ist er an der Schleuse Heidelberg, jetzt als Betriebsstellenleiter. In 14 Monaten verlässt er „das sinkende Schiff“ und geht in den Ruhestand. Vorher erzählt er uns aber noch, wie sich seine Arbeit im Laufe der Zeit verändert hat, was er an der Heidelberger Schleuse liebt und warum sie als „sinkendes Schiff“ betitelt.

Er lässt sich Achim nennen. „Einen normalen Arbeitstag gibt es nicht“, berichtet er gleich zu Beginn des Interviews, und sagt, man wüsste nie, was einen erwartet. Er und sein Team aus fünf Leuten arbeiten in drei Schichten, 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr.

Die stetige Bereitschaft ist essenziell, denn die Schleuse macht weitaus mehr, als Schiffen die Durchfahrt durch Heidelberg zu ermöglichen. Zusätzlich fungiert sie als Hochwassermeldedienst und als Notfallmeldestelle.

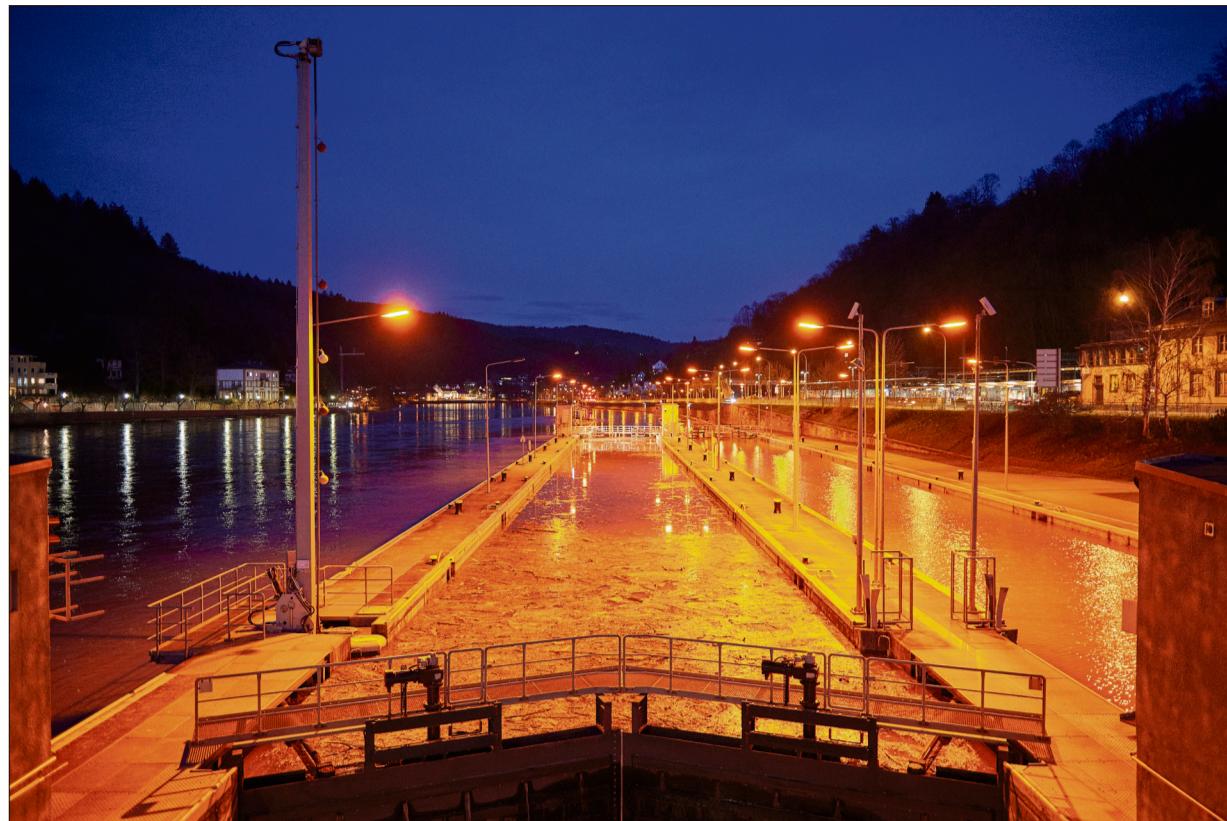
„Läuft an Weihnachten etwas falsch, müssen wir das selbst melden und organisieren“, sagt Achim. „Die Polizei wird natürlich informiert, wir sind aber dann mit allen in Kontakt: Mit der Stadt Heidelberg, mit der Feuerwehrleitstelle und mit der Oma, die bei Hochwasser anruft, ob sie jetzt ihren Keller ausräumen soll.“

Achims Erzählungen zufolge wird es nie langweilig an der Schleuse. Sein Highlight war eine verpatzte Heißluftballonlandung vor ein paar Jahren am Wehrsteg in Wieblingen.

Dieser, sowie auch der Wehrsteg in Ladenburg, gehören ebenfalls zum Aufgabenbereich der Schleuse Heidelberg. Dem Heißluftballonpiloten konnten Achim und seine Kollegen damals helfen. Öfter kümmern sie sich auch um kenternde Sportboote in und um die Schleuse.

Schleusenwart – ein Beruf mit Vergangenheit, aber ohne Zukunft? Weihnachten organisieren und Leben retten – bleibt da noch Zeit zum eigentlichen Schleusen? „Ja“, sagt Achim, „das ist und bleibt unser Hauptgeschäft.“

Die Schiffe, die die Schleuse passieren, sind meist Güterschiffe, um die 100 Meter lang. Sie transportieren häufig Kies und Salz den Neckar auf und ab, und das in erheblichen Mengen. Die Ladung eines Schiffs entspricht ungefähr der Ladung von



Ein Blick hinter die Kulissen der „kleinsten, aber wichtigsten Schleuse des Neckars“

90 LKWs. Generell passieren etwa 40 bis 60 Schiffe pro Tag die Schleuse am Karlstor.

Der Ablauf ist dabei immer der Gleiche. Die Schleuse wird angefunkt und Achim antwortet mit „Heidelberg hört“. „Heidelberg, kann ich einfahren?“, kommt dann stets zurück. Meistens kann dieser Wunsch zeitnah erfüllt werden. Kommt das Schiff aus Mannheim, wird die „Landseite für ihn klar gemacht“, und bei grünem Licht kann das Schiff einfahren. Der Matrose macht das Boot fest und nach etwa 15 Minuten tritt es seine Weiterreise Richtung Stuttgart an.

Die Schichtleiter haben alles vom Kontrollraum aus im Blick. Die Daten der Schleuse werden auf viele Monitore übertragen und der Schleusenwartin darf in keinem Fall den Raum verlassen. Meistens hat immer nur eine Person Schicht und muss Herr der Lage im Kontrollraum bleiben.

Das war nicht immer so, erinnert sich Achim. Der gelernte Maschinenbauer wurde noch an einer hydraulikbetriebenen Schleuse eingewiesen. Hierbei musste man Schalter und Knöpfe an der Schleuse selbst bedienen. Weil die Hydraulik durch Öl betrieben wurde, ist die heutige Mikroelektronik zwar umweltfreundlicher, aber wenn etwas kaputt geht, dann muss bei größeren Programmfehlern eine IT-Firma beauftragt werden. Dies ist meist sehr aufwendig und teuer.

Im Hinblick auf seine anstehende Rente hat Achim besonders der Kontakt mit den Menschen und die Abwechslung in seinem Job Freude bereitet. Er wird sie vermissen, „die kleinste, aber wichtigste Schleuse des Neckars“.

Denn trotz der vielen Extraaufgaben der Schleuse hat sie mit zwei Meter sechzig die geringste Höhe aller 27 Schleusen zwischen Mannheim und Stuttgart. Allzu traurig ist Achim aber nicht, denn tatsächlich sind die Aussichten für den Standort Höhe Karlstor schlecht. Ab 2030 soll die Arbeitsstelle nicht mehr vor Ort betrieben werden, die Kontrolle mehrerer Schleusen wird in eine Zentrale nach Neckarsteinach verlegt.

Daher sind dies voraussichtlich die letzten Jahre, in denen vor Ort an der Schleuse gearbeitet wird. Achim und sein Team hoffen deshalb nur, dass sich nicht allzu viele Heißluftballons in die Schleuse verirren. (eme)

„Heidelberg hört“

Ohne die Schleuse am Karlstor gäbe es keine Schifffahrt auf dem Neckar. Backstage mit dem Schleusenwart

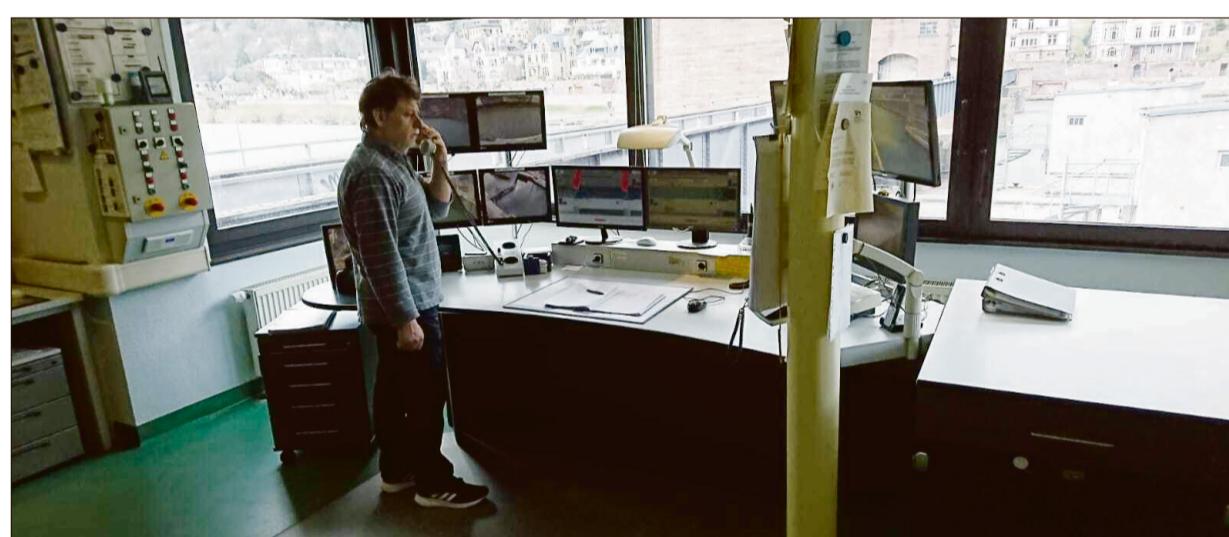


Foto: Joachim Gramlich

Schon wieder ein Känguru

Das hinlänglich ausgeschlachtete Erfolgskonzept von Marc-Uwe Kling ist mittlerweile nur noch traurig. Unser Autor findet, man sollte es einfach nur lassen

Liebe Zeit, das Zeit-Feuilleton „lese sich wie eine Schülerzeitung“, flachte der Publizist Peter Sloterdijk vor ein paar Jahren. Ich kann das nicht beurteilen, aber das, was auf der Publikationspalette, aus der sich diese Zeitung zusammensetzt, dunkle Flecken hinterlässt, ist eine Comic-Serie um ein anthropomorphes Känguru und seinen Kumpel. Bitte schafft die Serie „Das tägliche Känguru“ ab.

In meiner Heimatzeitung gab es in der Wochenendbeilage eine Seite mit Kreuzworträtsel, kleinen Witzchen und ein paar Comics, „Zits“, „Muts“, „Hägar“ und „Perscheids Abgründe“.

Letztere waren wegen ihrer schwarzhumorigen Züge manchmal ganz nice; der Rest war ein harmloser Spaß. Alltagshumor, der sich hauptsächlich um bekannte Rollenbilder dreht: das zänkische Weib, der genötigte Mann, der larmoyante Teenager. Also Sachen für Leute, die gerade das Kreuzworträtsel gelöst hatten und vor dem Mittagsschlafchen möglichst keine Überraschungen mehr erleben wollten.

Das „Känguru“ spielt im woken Großstadtmilieu und affirms ebenfalls mit der Inkonsistenz der Ironie tendenziell die dort gelebten Weltbilder.

Anders gesagt: Lustig findet diesen Bums nur der moderne Spießer. Känguru und Autoren-Alter-Ego geben sich Stichwörter, es folgt die Reprise, am Ende wird herzlich gelacht: Über doofe, dicke Fleischesser, doofe, dicke Altkanzler oder doofe, dicke Kohlekraftwerke. So kommt man aus dem Schenkelklopfen gar nicht mehr raus.

Um hier gleich einen Verdacht zu entkräften: Es ist weniger der Inhalt dieser Comics als die völlig ideenlose Art der Umsetzung. Diese Strips funktionieren nicht, weil sie mit ziemlich etablierten Weltbildern arbeiten würden; sie funktionieren nicht, weil sie schlicht nichts überraschendes bieten. Davon lebt aber jede Pointe.

Man könnte höchstens darüber streiten, ob „woker“ Humor hier besonders anfällig ist.

Gerade wenn man die kling'schen Positionen von Umweltschutz und Konsumkritik („Jeff & Elon on Mars“)

teilt, ist man von den Geschichten enttäuscht: Ein zwölfteliger (!) Strip widmete sich einem bekannten Anti-Windkraft-Argument (das mit den Vögeln), was die kling'sche Eigenleistung, die übrigens nur beim Texten liegt, quasi auf Null reduziert.

Verhältnismäßig lustig (also so 5/10) war die Episode mit den „Glubschis“, in denen viele Figuren einen lächerlichen Kitsch-Look nach Kindchenschema verpasst wurde. Hier kam mal kurz die Unvorhersehbarkeit ins Spiel, die einen guten Witz sonst ausmacht.

Kling hielt sich natürlich viel zu lang daran fest, bis er schon selber thematisierte, dass die Auflösung zu lange dauert.

Sie kam nicht, stattdessen flüchtete man sich in Ironie, die Unvorhersehbarkeit simuliert, indem sie die eigene Prämisse unterminiert. Hier ein Zwinker-Zwinker.

Aber hey: Wer täglich liefern muss, kann nicht immer originell sein, und lustig schon gar nicht. Wenn sonst nichts mehr hilft, muss es mal ein Dad-Joke sein (jede Wette, dass die Figur des Jungvaters diesem Begriff

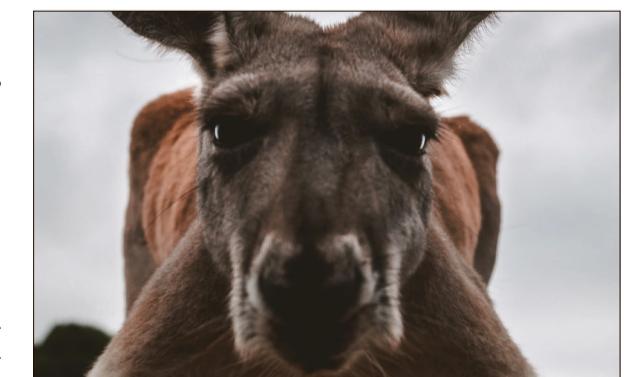
entsprungen ist). „Ist das jetzt schlimm?“ Kommt drauf an.

Dieser immer vierteilige Strip erscheint nur online auf dem Instagram-Kanal der Zeit.

Webdarstellung und Feuilleton berühren sich im Falle einer Zeitung

dort, wo man in beiden Fällen dem Zeitgeist auf der Spur ist. Das Feuilleton spricht darüber, was los ist, der Instagram-Channel ist los. Für die Zeit nimmt er doppelte Repräsentanz in Anspruch. Für Instagram war das „Känguru“ gut genug, für den Printbereich irgendwie nicht. Man kann das als Schuldeingeständnis lesen.

Ziemlich fahrlässig, Instagram auf diese Art und Weise indirekt abzuwatschen. Der Online-Auftritt des öffentlichen Mediums Zeitung verhält sich, wie Schuhe sich zum Rest



Die „Känguru-Chroniken“ genossen große Beliebtheit

des Outfits verhalten: Sie sind der letzte Schliff, an dem wir ablesen können, ob sich da jemand wirklich Mühe gegeben hat, ob er ein stimmiges Gesamtkonzept entwickeln konnte oder buchstäblich auf den letzten Zentimetern aufgegeben hat. Sie zeigen, ob er verstanden hat, was er da tut.

Vor ein paar Tagen verabschiedete sich das „Känguru“ in gewohnter Pointenlosigkeit in die Sommerpause. Es wäre gut, wenn es nicht von dort zurückkehrte. (clm)

„Indirekte Opfer der Judenverfolgung“

Der Nahostkonflikt eskalierte dieses Jahr erneut. Ein Gespräch über die historischen Hintergründe

Georg Stein hat 1989 den Palmyraverlag mit Sitz in Heidelberg gegründet. Sein Verlag beschäftigt sich mit der Palästina-Israel-Thematik und mit Rockmusik. Stein ist selbst erstmals als Schüler nach Israel gereist und hat nach seinem Politikwissenschaftsstudium in Heidelberg seine Master-Arbeit über die PLO (Palestine Liberation Organization) verfasst. Dafür hat er den damaligen PLO-Führer Arafat als einer der wenigen deutschen Journalisten interviewt.

Der Gazakrieg im Mai hat wieder einmal vielen Menschen klar gemacht, wie komplex der israelisch-palästinensische Konflikt ist. Woran liegt das und welcher Hintergrunde muss man sich bewusst sein? Es ist wirklich ein sehr komplexer Konflikt, sowohl historisch und politisch, aber in gewisser Weise auch auf einer sozial-psychologischen Ebene. Es ist aber auch typisch, dass der Konflikt vor allem in Krisenzeiten – Jukrieg 1967, Oktoberkrieg 1973, Libanoninvasion 1982, erste und zweite Intifada, die verschiedenen Gazakriegen – in den Fokus der Öffentlichkeit und Medien rückt. Dann wird meist pauschal behauptet, dass man den Konflikt nicht verstehen kann und es dementsprechend keine Lösungsmöglichkeiten gäbe. Dem lässt sich jedoch entgegnen, dass die Konfliktursachen durchaus bekannt sind. Der Kern des Konflikts besteht in der ursprünglichen Intention des Zionismus, in einem über Jahrhunderte hinweg zu einem arabisch gewordenen Land einen jüdischen Staat zu errichten. Insofern handelt es sich um einen klassischen Territorialkonflikt: Zwei Völker streiten sich um ein und dasselbe Land. Und vor allem: Seit nunmehr 54 Jahren leben die Palästinenser:innen unter israelischer Besatzung, die sie nachvollziehbarweise endlich loswerden wollen.

Die Vereinten Nationen, die USA, die EU und sogar Deutschland unterstützen zumindest verbal die Idee einer Zweistaatenlösung. Warum wurde diese bis heute nicht verwirklicht?

Die Vereinten Nationen haben im November 1947 ja den Teilungsplan verabschiedet, der in Palästina die Gründung eines arabischen und eines jüdischen Staates vorsah. Die arabische Seite hat den Plan damals abgelehnt, weil sie ihn als sehr ungerecht empfand: Obwohl die jüdische Gemeinschaft in Palästina damals nur im Besitz von 5,6 Prozent des Landes war, sollte der für sie vorgesehene Staat größer sein als der geplante arabische Staat. Jahrzehnte später war es dann der Palästinensische Nationalrat – eine Art Exilparlament der Palästinenser:innen – der im November 1988 einen eigenen Staat proklamiert hat, auf der Grundlage der einschlägigen UN-Resolutionen und der damit impliziten Anerkennung des Staates Israel, was heute übrigens oft übersehen wird.

Die Zweistaatenlösung ist meines Erachtens bisher primär daran gescheitert, dass Israel nach wie vor nicht bereit ist, die Besatzung zu beenden und einen Palästinenserstaat im Westjordanland und dem

Gazastreifen mit Ostjerusalem als Hauptstadt zu akzeptieren. Natürlich wird die Umsetzung der Zweistaatenlösung immer schwieriger, nicht zuletzt wegen der mittlerweile über 200 israelischen Siedlungen mit etwa 600000 Bewohner:innen in den besetzten Gebieten, die eine gerechte Friedenslösung regelrecht „verbauen“. Die Verwirklichung der Zweistaatenlösung scheitert deshalb vor allem an dem fehlenden politischen Willen in Israel, aber auch auf Seiten der USA, der EU und auch Deutschlands – Lippenbekenntnisse alleine werden diese Lösung sicherlich nicht herbeiführen. Ein stärkerer politischer Druck auf Israel wäre durchaus hilfreich. Die PLO hat unter Arafat die Zweistaatenlösung prinzipiell bereits anerkannt, obwohl sie für die Palästinenser:innen einen schmerzlichen territorialen Kompromiss bedeutet, weil das für die Staatsbildung vorgesehene Territorium weniger als 25% des ehemaligen britischen Mandatsgebiets Palästinas umfasst.

Sollte es wirklich noch zu einer Zweistaatenlösung kommen und sollten beide Völker irgendwann einmal zu der Erkenntnis gelangen, dass es eigentlich wenig Sinn macht, in diesem relativ kleinen Land zwei Staaten zu haben, dann kann das theoretisch immer noch in Zukunft zu einer gemeinsamen Einstaatenlösung führen, in dem dann alle – auch die Palästinenser:innen – die gleichen Rechte haben.

Von der extrem zersplitterten neuen israelischen Regierung ist in Sachen Palästinenserstaat allerdings wenig zu erwarten. Das zeigt sich schon daran,

dass wichtige Themen wie Friedensgespräche oder Siedlungspolitik erst einmal ausgeklammert wurden.

Europa. Die Gründung Israels 1948 beziehungsweise der Krieg 1948/49 führten schließlich zur Vertreibung von etwa 750000 Palästinenser:innen. Dass sie vertrieben wurden, – und nicht, wie häufig noch behauptet wird, freiwillig geflüchtet sind – haben vor allem namhafte israelische Historiker erforscht.

Sie haben schon die Besatzung erwähnt. Seit wann besteht sie und was bedeutet sie für die Palästinenser:innen?

Der Junikrieg 1967 endete mit der Besetzung des Westjordanlandes, der Gazastreifens, Ostjerusalems und der syrischen Golanhöhen. Unmittelbar nach Kriegsende begann Israel mit seiner Politik der systematischen Siedlungspolitik, die quasi territoriale Fakten schaffen sollte und im Rahmen des illegalen Landwerbs als völkerrechtswidrig gilt. Einher ging die Entrichtung der Palästinenser:innen in vielen Lebensbereichen, wozu unter anderem die täglichen Demütigungen an den Checkpoints und die massiven Einschränkungen der Bewegungsfreiheit gehören. Sie können sich nicht frei bewegen und leben unter weitreichender Gesetzeslosigkeit. Bekannte von mir beispielsweise durften noch nie nach Jerusalem, obwohl ihre Stadt nur 18 Kilometer entfernt liegt.

Human Rights Watch bezeichnet die israelische Besatzung als Apartheidsregime. Ist das ein angemessener Vergleich?

Der Begriff wurde seit der Verwendung für die Verhältnisse in Südafrika im Hinblick auf die systematische politische, rechtliche und soziale Ausgrenzung von Minderheiten, gesellschaftlicher Gruppen oder auch ganzer Völker weiterentwickelt.

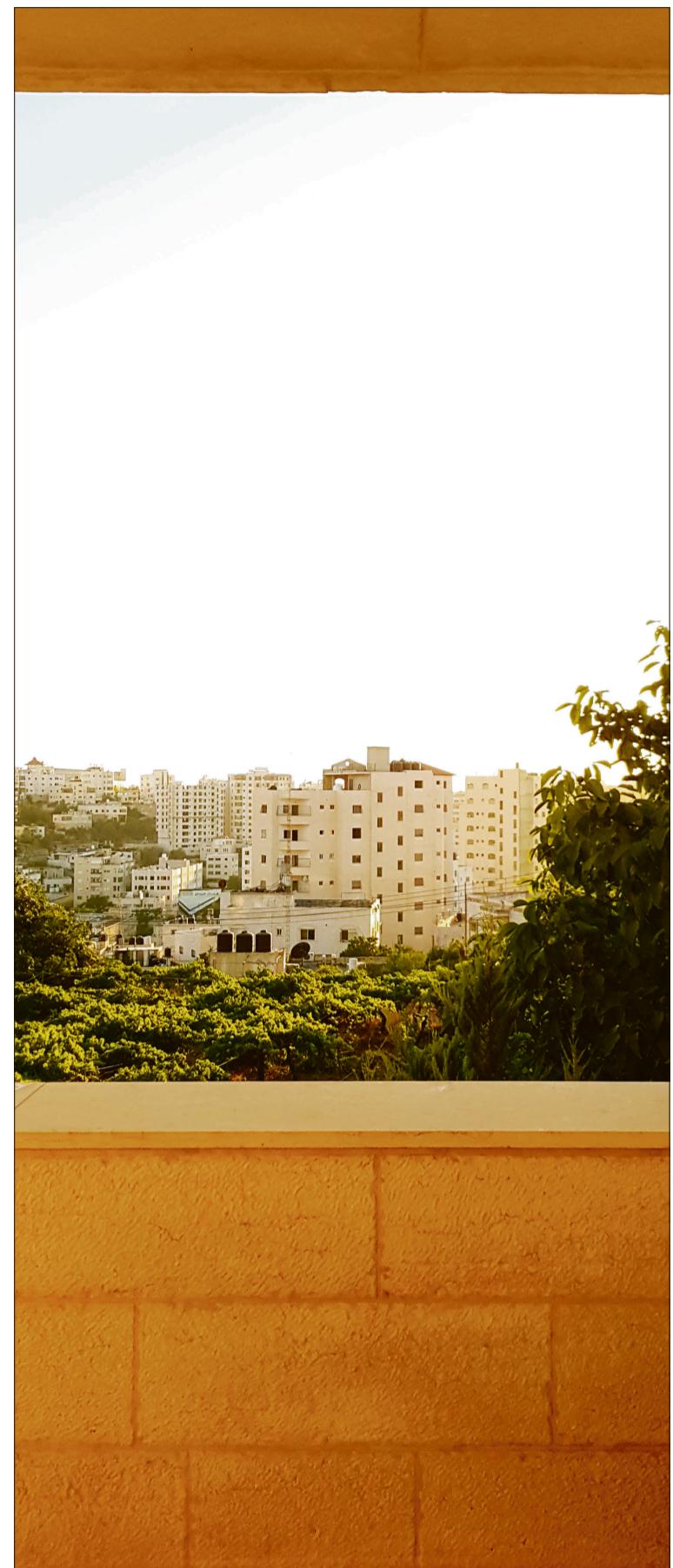
Sogar die bedeutendste israelische Menschenrechtsorganisation B'Tselem bezeichnet die Behandlung der Palästinenser:innen durch die israelische Besatzung mittlerweile als Apartheid. Es gibt zum Beispiel sogenannte „Apartheid Roads“ durch das Westjordanland, welche die Siedlungen miteinander verbinden und nur von Israelis bzw. Siedler:innen benutzt werden dürfen. Palästinenser:innen, die sie befahren, machen sich strafbar.

Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die sogenannte Verwaltungshaft, ein aus der britischen Mandatszeit von Israel übernommenes System absoluter juristischer Ungleichbehandlung.

Vor all diesen Hintergründen: wie können die Ereignisse in Sheikh Jarrah, der Al-Aqsa-Moschee und der Gazakrieg vom Mai eingeordnet werden?

Die angekündigte Zwangsräumung in Sheikh Jarrah, die Sperrung des Platzes vor dem Damaskustor in Jerusalem und der von Israel verhinderte beziehungsweise eingeschränkte Zugang zum Haram el-Sharif am Ende des Ramadan waren so eine Art Katalysator oder Auslöser des aktuellen Konflikts.

Die eigentliche Ursache des Konflikts ist aber die beschriebene Be-



Blick auf Hebron im Westjordanland

Foto: Dana Jabbari



Georg Stein gründete den Palmyra Verlag

Wie war denn die Situation in Palästina vor der Gründung Israels 1948? Bis zum Ende des Osmanischen Reichs nach dem Ersten Weltkrieg lebten hauptsächlich arabische Muslime und Christen in dem Gebiet. Zu diesem Zeitpunkt war der Anteil der jüdischen Bevölkerung noch recht gering. Erst mit dem Beginn des britischen Mandats über Palästina 1920 und bedingt durch die zunehmende Judenverfolgung in Europa kam es zu einer jüdischen Masseneinwanderung nach Palästina.

Die Palästinenser:innen wurden also durchaus zu indirekten Opfern der Judenverfolgung durch die Nazis in

satzung und die Unfreiheit der Palästinenser:innen, die ihr Recht auf Selbstbestimmung einfordern. Der Widerstand der Palästinenser:innen ist im Prinzip eine Reaktion der Schwachen auf einen übermächtigen Gegner in einem extrem asymmetrischen Konflikt. Hinzu kam aktuell auf palästinensischer Seite natürlich auch der Frust über die unsäglich einseitige Nahostpolitik von Donald Trump. Erinnert sei nur an die Botschaftsverlegung nach Jerusalem, die Streichung der US-Gelder für das Nahost-Flüchtlingswerk der Vereinten Nation und die Schließung des palästinensischen Vertretungsbüros in Washington. Dass die Hamas die Eskalation natürlich ausgenutzt hat, um ihre innerpalästinensische Position zu stärken, ist aber auch ein Faktum.

Jedoch werden weder Raketen auf Tel Aviv noch Bomben auf Gaza den Konflikt lösen. Frieden kann nur durch ernsthafte, an einer wirklich gerechten Lösung orientierte Verhandlungen herbeigeführt werden.

Viele Menschen sind wegen der deutschen Vergangenheit vorsichtig, Stellung zu beziehen. Wie sollte man sich positionieren?

Auch die deutschen Medien sind stark bestimmt von dem Aspekt der deutschen Vergangenheit. Wenn wir Deutschen irgendwas aus dem Holocaust gelernt haben sollten, dann die Erkenntnis, dass wir uns generell gegen Unrecht aussprechen sollten, egal ob in Tibet, Xinjiang, früher in Südafrika oder eben auch in Palästina.

Aus dieser historischen Einsicht heraus hat Deutschland sogar eine besondere Verpflichtung, sich für eine gerechte Lösung des Konflikts um Israel/Palästina einzusetzen.

Und auch hier sei noch einmal erwähnt, dass eine Kritik der israelischen Politik keinen Antisemitismus darstellt. Dem gilt es in der Tat mit allen Mitteln entgegenzutreten.

Das Gespräch führte Kaoutar Hadouti

ANZEIGE

**Ab
07.21**

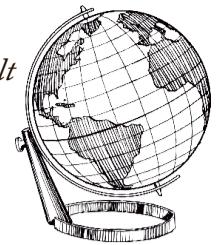
**Karlstor
bahnhof**

**Rossano Snel &
DJ Bamboo
Inga Bachmann &
Mackefisch
Fritzi Ernst
Minu Tizabi
Fluid Fashion
Flohmarkt
Dota
Albertine Sarges
Rocko Schamoni
Poetry Slam
L.A. Salami
Alin Coen
Zelia Fonseca &
Magdalena Matthey
Patrick Salmen
u.v.m.**

**Live &
Open Air**

Heidelberg-Altstadt
www.karlstorbahnhof.de

Beiträge aus aller Welt



Hot Girl Delta Summer

Trotz Delta-Variante sind die Fußballstadien voll. Hinzu kommen politische Spannungen. Ein Kommentar

Sommer, Biergarten, Fußball (oder Fuppes, wie ich zu sagen pflege).

Ganz ehrlich, nach dem Winter 2020/21 tut das den meisten gut. Endlich wieder harmlose Unterhaltung. 22 Männer rennen über einen gepflegten Rasen und am Ende gewinnt [hier bitte Europameister einfügen]. Solange man eben das Gewissen ausschalten kann. Aber es wird immer, immer schwerer. Die ganze Posse um die Allianz Arena, als die UEFA die Beleuchtung in Regenbogen-Farben untersagte. Oder beim Viertelfinale Dänemark-Tschechien, bei dem ein dänischer Fan mit Pride-Flagge von der Security abgeführt wurde, obwohl sie das Turnier doch im Zeichen von

Toleranz austragen wollten. Leere Worte. Aber wen überrascht das?

Spielstätten der EURO 2020 sind unter anderem Baku (Aserbaidschan wird von allen bedeutenden Demokratie-Indizes als autoritär eingestuft), Budapest (wo Viktor Orbán immer stärkere autokratische Tendenzen aufweist und offen LGBTQI-feindliche Gesetze erlässt) und St. Petersburg (wo Präsident Wladimir Putin den Oppositionellen Alexei Nawalny in ein Arbeitslager gesteckt hat). Da hören die Probleme längst nicht auf.

Dass die UEFA und die FIFA korrupte Verbände geldgieriger Korruptionsverdachtsfälle sind, die für eine Handvoll Dukaten mit Autokrat:innen kuscheln, ist nichts

Neues. WM in Katar? Kein Problem. Obwohl es vor Ort so einige Probleme gibt. Nach Recherchen von *The Guardian* sind seit Vergabe der WM in dem Wüstenstaat 65 000 Gastarbeiter:innen gestorben. Von der ökologischen Katastrophe einen Haufen Stadien in der Wüste (40+ Grad im Sommer, deshalb übrigens die Austragung im Winter) zu bauen, will ich gar nicht sprechen.

Die EURO 2020 findet nun während der größten Pandemie seit der Spanischen Grippe 1918 statt. Eigentlich sollte sie ja schon letztes



Foto: pixabay

Jahr stattfinden (deswegen die 2020 im Namen) und musste auf dieses Jahr verschoben werden. Als wäre es nicht schon fragwürdig genug, inmitten der Coronapandemie ein Turnier mit mindestens 14 000 Zuschauer:innen pro Spiel (die Zahlen bei den Gruppenspielen in München - in Budapest waren bis zu 68 000 Menschen im Stadion) zu veranstalten, findet besagtes Turnier auch noch in ganz Europa statt.

Während das Coronavirus Anfang Juli beinahe vier Millionen Menschen das Leben gekostet hat, fliegen die

Nationalmannschaften trotzdem munter durch ganz Europa (und darüber hinaus), um dort vor Fans zu spielen. Die fliegen ihren Teams sogar hinterher, als wäre Corona am 11. Juni 2021 verschwunden. Masken? Fehlanzeige. Abstand? Nicht vorhanden. Gesunder Menschenverstand? Hat die UEFA für ein paar Milliarden aus dem Fenster geworfen.

Aber natürlich ist das Virus nicht verschwunden. In Schottland zählte das Gesundheitsministerium beinahe 2000 Neuansteckungen im Umfeld der EM. Zwei Drittel davon kamen aus London zurück, wo bekanntermaßen die Delta-Variante wütet und die Zahlen der Neuinfektionen seit Wochen stetig steigen. Ist der UEFA egal, die Halbfinale und das Finale finden trotzdem vor 60 000 Zuschauer:innen im Wembley Stadion statt.

Wenn also das Wintersemester online stattfindet und Ausgangssperren eingeführt werden, denkt dran: Fuppes 1 – Studis 0. (hah)

„Ein Genozid und kein Krieg“

Der Tigray-Konflikt in Äthiopien dauert seit November 2020 an. Eine Heidelberger Studentin mit Familie vor Ort berichtet, wie sie die letzten Monate wahrgenommen hat

Am Anfang konnte man nicht mitbekommen, dass ein Genozid in Tigray stattfindet. Die Kommunikationswege wurden alle blockiert. Die Zentralregierung hat versucht, die Gräuelaten vor Ort geheim zu halten. Die Stimmung bei uns zu Hause ist dementsprechend bedrückend. Wir bangen um das Leben unserer Familie und Freunde. Wir wissen nicht, wie es ihnen geht, ob ihnen nachts kalt ist, sie etwas zu essen haben, verletzt sind oder überhaupt noch leben.

Diese Ungewissheit frisst uns auf.“

„Diese Ungewissheit frisst uns auf.“

Nala* kommt aus Tigray, einem Bundesstaat im Norden Äthiopiens. Seit November 2020 herrscht hier ein Konflikt zwischen der äthiopischen Zentralregierung und der Volksbefreiungsfront in Tigray (TPLF), der bereits tausenden Menschen das Leben gekostet hat. Seitdem ist die Berichterstattung sehr schwierig, da das Internet und die Telefonverbindungen in der Region weitestgehend abgeschaltet sind. Informationen lassen sich deswegen nur schwer überprüfen. Doch wie ist es dazu gekommen?

Um die Entwicklungen des letzten Jahres zu verstehen, lohnt es sich einen Blick auf das Land zu werfen. In Äthiopien leben circa 112 Millionen Menschen, die sich mehr als 80 verschiedenen Ethnien zuordnen lassen. Die Tigray sind eine Ethnie, die ungefähr 6 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Als föderalistische Republik ist Äthiopien in zehn Bundesstaaten unterteilt, deren Grenzen sich an diesen ethnischen Zugehörigkeiten orientieren. Ähnlich sind viele äthiopische Parteien aufgebaut, wie die TPLF. Sie sind ethnisch organisiert und regional stark vertreten. Nachdem 2018 der damalige Ministerpräsident Äthiopiens, Hailemariam Desalegn aufgrund von Massenprotesten der äthiopischen Bevölkerung zurücktrat,

wurde Abiy Ahmed vom äthiopischen Parlament für die restliche Legislaturperiode zu seinem Nachfolger bestimmt. Im Sommer 2020 sollten Parlamentswahlen stattfinden, die jedoch wegen der Corona-Pandemie verschoben wurden. Der Bundesstaat Tigray hielt die Regionalwahlen dennoch ab. Sie wurden von der TPLF mit großer Mehrheit gewonnen. Die äthiopische Zentralregierung erkannte diese

Wahlen nicht an und kürzte daraufhin die Bundesmittel für Tigray — ein Entschluss den die Regionalregierung in Tigray wiederum für ungültig erklärte. Die Spannungen verschärften sich und zuletzt ließ Abiy Ahmed Truppen in den Bundesstaat Tigray einzmarschieren. Der Grund hierfür ist umstritten: Die äthiopische Zentralregierung berichtete von einem Angriff der TPLF auf einen Stützpunkt des Nordkommandos der Bundesarmee, den die TPLF jedoch leugnete. Sie wertete diese Anschuldigung als Vorwand, in Tigray einzumarschieren.

Amnesty International und Human Rights Watch berichten seitdem von schweren Menschenrechtsverletzungen aller Beteiligten. Zu ihnen gehören neben den äthiopischen Truppen und der TPLF das eritreische Militär und Spezialkräfte aus Amhara, einem Tigray angrenzenden Bundesstaat. Letztere kämpfen beide an der Seite der äthiopischen Zentralregierung. Zunehmend wird in dem Konflikt von gezielten „ethnischen Säuberungen“ gesprochen, nicht zuletzt wegen Berichten von systematischen Gruppenvergewaltigungen an Frauen und Mädchen.

Nala erzählt von mehreren im Internet kursierenden Videos, in denen die Vergewaltigung von Frauen gezeigt wird. „Damit dein nächstes Kind nicht die Identität der Tegaru in sich trägt“, soll

„Es ist kein Krieg wenn Zivilisten umgebracht werden“



Der Bundesstaat Tigray liegt im Norden Äthiopiens und grenzt an Eritrea und den Sudan.

ein Soldat am Ende gesagt haben. Sie glaubt nicht, dass es in dem Konflikt ausschließlich um politische Verhältnisse geht, sondern vielmehr um die Bevölkerung vor Ort. „Es ist kein Krieg, wenn Zivilisten umgebracht und vergewaltigt werden, hungrig müssen und sich nicht wehren können“, erklärt sie. Deswegen ist es ihr wichtig die Geschehnisse der letzten acht Monate nicht als Krieg, sondern als Genozid zu bezeichnen.

Nach Angaben der Vereinten Nationen kommen nun Unterernährung und Krankheiten hinzu. Dürren, Überflutungen, eine Heuschreckenplage und die Corona-Pandemie haben die Ernährungslage der äthiopischen Bevölkerung bereits im letzten Jahr bedroht. Nun kommt der Tigray-Konflikt mit Berichten von Plündерungen, dem Abbrennen von Feldern und Bombardierungen wichtiger Infrastruktur hinzu. Diese Ereignisse erschweren nicht nur die Versorgung der Bevölke-

rung mit Nothilfen, sondern implizieren auch den Einsatz von Hunger als Kriegstaktik. Die Vereinten Nationen berichteten zuletzt von circa 350 000 Menschen, die hungrig und 1,8 Millionen, die an der Schwelle zur Hungersnot stehen.

Nala hatte seit Beginn des Konflikts keinen Kontakt zu ihrer Familie. Das änderte sich erst im Mai dieses Jahres. „Als dann der erste Anruf von meinem Onkel kam, dass er in einem Geflüch-

tetenlager ist, ist uns ein Stein vom Herzen gefallen“, erzählt sie. Augenblicklich können sie und ihre Familie ein wenig aufatmen, da die äthiopische Zentralregierung am 28. Juni unter Angabe von humanitären Gründen einen einseitigen Waffenstillstand erklärte. Dennoch berichteten die Vereinten Nationen nur einige Tage später erneut von der Zerstörung von Infrastruktur, die Nothilfen den Weg nach Tigray erschwerte. *The Guardian* meldete zuletzt, wie sich in Tigray aufständische Kräfte mit tausenden neuen

Freiwilligen mobilisieren.

Nala glaubt, dass der Waffenstillstand für Abiy Ahmed unausweichlich gewesen sei: „Viele von den Soldaten wollten nicht mehr weiterkämpfen. Er konnte nichts anderes machen als sie zurückzuziehen, weil er sie sonst verliert.“ Sie geht nicht davon aus, dass die Tigray Defense Forces (TDF), ein Zusammenschluss des TPFL, lokaler Milizen und Deserteuren der nationalen Armee, diesen Waffenstillstand eingehen wird. „Die TDF will, dass Tigray komplett frei ist und die Menschen dort in Frieden leben können. Man befürchtet einfach, dass Abiy Ahmed die nächste Chance nutzt, um Tigray wieder zu besetzen.“

Zuletzt erzählt Nala, dass es lange keine Rolle für sie gespielt hat, aus welcher Region Äthiopiens ihre Familie kommt, welche Ethnie sie hat. Das hat sich geändert. „Wenn du die ganzen Vergewaltigungen und Grausamkeiten mitbekommst, fragst du dich schon, ob du noch Teil dieses Landes bist.“ (sel)

*Name von der Redaktion geändert

Kalkulierter Regelbruch

Heckler & Koch exportierte hinter dem Rücken deutscher Behörden tausende Sturmgewehre in die Provinz Guerrero in Mexiko. Die Waffen wurden bei der Entführung von 43 Studenten verwendet

Der 26. September 2014, Iguala in der Provinz Guerrero (Mexiko): Ein Bus voller Lehramtsstudenten wird von der Polizei angehalten. Ohne Vorwarnung eröffnen die Polizisten das Feuer. Die teilweise tödlichen Schüsse kommen aus G36-Sturmgewehren der Firma Heckler & Koch. Es sind Gewehre, die sich eigentlich niemals in den Händen der Polizisten befinden dürfen.

In dieser Nacht verschwanden 43 Studenten, sechs weitere starben. Dieses Verbrechen gilt als das schlimmste Menschenrechtsverbrechen der jüngeren mexikanischen Vergangenheit. Das Land kann sich von den vielen Hiobsbotschaften gar nicht mehr erholen. Bis heute ist nicht endgültig geklärt, was mit den 43 Studenten passiert ist. Gesichert ist mittlerweile aber, dass Gewehre des Herstellers Heckler & Koch zum Einsatz kamen, der keine Exportgenehmigung für diese Provinz hatte. Wer

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der **ruprecht** versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftsbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Lukas Jung

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

www.facebook.com/ruprechtHD @ruprechtHD

Redaktion: Carolina Hoffmann (cah), Clemens Pittrof (clm), Thomas Degkwitz (dgk), Emeli Röttgers (eme), Hannes Huß (hah), Joshua Sprenger (jsp), Julia Bezdöhl (jbe), Julia Liebold (jli), Kaoutar Haddouti (khd), Lena Hilf (lhf), Lina Abraham (lia), Luisa Hinke Martinez (lhm), Lukas Jung (lkj), Mai Saito (mas), Natascha Koch (nat), Nicolaus Niebylski (nni), Philipp Rajwa (phr), Sarah Ellwardt (sel), Vivien Mirzai (vim)

Freie Mitarbeiter*innen: Anabelle Kachel (aka), Ben Djawid (ben), Helena Belting (hmb), Lisa Pillaud, Petra Freudenberger (pet),

Leitung: nat (Seite 1-3), lhf (Hochschule), sel (Studentisches Leben), dgk (Heidelberg), lkj (Wissenschaft), vim (Feuilleton), lhm (Weltweit), nni (PR + Fotografie)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 193: Juli 2021

in Deutschland Waffen herstellen und im Anschluss exportieren möchte, benötigt eine Exportgenehmigung der Bundesregierung. Dabei wird zwischen Rüstungsgütern und Kriegswaffen unterschieden. Grundsätzlich sind alle Rüstungsgüter von der Rüstungsexportkontrolle betroffen. Jedoch gibt es auch Rüstungsgüter, die als Kriegswaffen (Panzer, Kampfflugzeuge, vollautomatische Handfeuerwaffen etc.) definiert werden und somit zusätzlichen Restriktionen durch das Kriegswaffenkontrollgesetz unterliegen. Alle anderen Rüstungsgüter unterliegen den Vorschriften des Außenwirtschaftsgesetzes.

Zentraler Bestandteil des Genehmigungsverfahrens ist die Endverbleibserklärung. In dieser gibt der Empfänger an, wohin die Waffen geliefert werden, und versichert, dass diese Waffen nicht ohne Zustimmung der Bundesregierung weiterverkauft werden. Im Normalfall ist der Rüstungshersteller für die Beschaffung und Einreichung der Endverbleibserklärung beim Bundesamt für Ausfuhrkontrolle zuständig.

Im Falle Mexikos verweigerten die deutschen Behörden eine Ausfuhr genehmigung. In bestimmten Regionen, wie der Provinz Guerrero, in der sich der Vorfall mit den Studenten ereignete, sei die Sicherheitslage zu angespannt. Damit drohte dem Auftrag zwischen dem mexikanischen Verteidigungsministerium und dem schwäbischen Waffenhersteller das Aus. Allerdings wurden die Schwaben erforderlich und ließen kurzerhand die kritischen Provinzen von der Endverbleibserklärung verschwinden. Die Waffen sollten somit nur in die

„unproblematischen“ Provinzen geliefert werden. Der Exportgenehmigung stand nichts mehr im Weg.

Es stellt sich die Frage, wie kontrolliert werden soll, dass die Waffen nur in den angegebenen Provinzen eingesetzt werden. Der Journalist und Dokumentarfilmer Daniel Harrich sieht in den Endverbleibserklärungen einen zahnlosen Tiger. Er hat durch zahlreiche Recherchen aufgedeckt, wie mit den erschlichenen Exportgenehmigungen Waffen in verbotene Provinzen geliefert wurden. „Es gibt keine effektive Kontrolle, die den Endverbleib der Waffen wirklich nachhaltig überprüft“, erklärt er. Die als Reaktion auf einen ARD-The menabend zu Waffenexporten angekündigten Endverbleibskontrollen des Wirtschaftsministeriums finden nur sehr vereinzelt statt. Bei diesen soll durch Stichproben überprüft werden, ob sich die Waffen noch an dem angegebenen Ort befinden.

Und so kam es, dass zwischen 2006 und 2009 mehrere tausend G36-Sturmgewehre in die vier Provinzen Jalisco, Guerrero, Chiapas und Chihuahua geliefert wurden, für die eigentlich ein Lieferverbot verhängt worden war.

Heckler & Koch erhielt also eine erschlichene Exportgenehmigung, da sie offiziell nur unproblematische Provinzen belieferte, Provinzen mit angespannter Sicherheits- und Menschenrechtslage aber trotzdem beliebt wurden.

Die Sache flog schließlich auf und der Friedensaktivist Jürgen Grässlin setzte mit einer Anzeige das Strafver-

fahren im Jahr 2010 in Gang.

Das Landgericht verurteilte im Frühjahr 2019 eine ehemalige Sachbearbeiterin und einen ehemaligen Vertriebsleiter zu Bewährungsstrafen. Hinzu kam eine Strafzahlung von 3,7 Millionen Euro an die Staatskasse, was der Summe

des Ver-

Landesgerichts Stuttgart und beließ es bei der Verurteilung nach dem Außenwirtschaftsgesetz.

Das Problem: Das Kriegswaffenkontrollgesetz stellt den Export ohne Genehmigung unter Strafe, nicht den Export mit erschlicher Genehmigung. Im Umkehrschluss heißt das: Wer ohne Genehmi-



kaufserlöses aus den Waffenexporten entspricht. Daniel Harrich sieht in den zwei Verurteilten klassische Bauernopfer: „Solche

Exporte sind nicht von einer Exportsekretärin und einem Vertriebsleiter alleine zu managen“. Für Harrich ist vor allem der ehemalige Geschäftsführer des Waffenherstellers und langjähriger Landgerichtspräsident von Rottweil, Peter Beyerle, in der Verantwortung. Gegen den Freispruch Beyerles legte die Staatsanwaltschaft Stuttgart zum Unverständnis Harrichs keine Revision ein. Darüber hinaus kann Harrich die Einschätzung der Stuttgarter Staatsanwaltschaft, welche keine Fehler bei den zuständigen deutschen Behörden sieht, nicht verstehen.

Schlussendlich landete der Fall trotzdem vor dem Bundesgerichtshof. Die Bundesstaatsanwaltschaft wollte eine Verurteilung nach dem Kriegswaffenkontrollgesetz erreichen. Diese hätte härtere Strafen für die Angeklagten vorgesehen. Der BGH bestätigte Ende März 2021 das Urteil des

waffenkontrollgesetz bestraft werden. Gegenüber Firmen, die sich mit Lügen eine Exportgenehmigung erschleichen, ist das Kriegswaffenkontrollgesetz jedoch unwirksam. „Der Bundesgerichtshof hat das Kriegswaffenkontrollgesetz mit diesem Urteil ad absurdum geführt“, sagt Harrich. Für ihn ist diese Gesetzeslücke ein schwerwiegender Missstand in der deutschen Exportpolitik. Dem Dokumentarfilmer ist vor allem ein Punkt wichtig, der den Export von Rüstungsgütern bestimmen sollte: „Eine menschenrechtsgesteuerte Kriegswaffenexportpolitik ist von essenzieller Bedeutung für uns als liberale Demokratie. Wir müssen den Menschenrechten eine wichtige Stelle bei der Kriegswaffenexportpolitik einräumen, besonders in den Ländern, in denen die Menschenrechtslage sowieso prekär ist.“

(jsp)

Was machen die da drüber?

Gewaltvolle Proteste treten in Frankreich immer wieder auf. Sind die Französ:innen so viel empörter? Woher kommt diese Protestkultur?

In den letzten 75 Jahren hat sich Frankreich von einem ungeliebten Nachbarn zu einem geschätzten Freund und Partner für Deutschland entwickelt. Auf Schul- und Studien austauschen haben sich beide kennengelernt, durch die offene Grenze arbeiten sie im jeweils anderen Land und auf EU-Ebene verfolgen sie meist eine ähnliche Politik. Nichtsdestotrotz gibt es Unterschiede. Dem Anschein nach protestieren die Französ:innen häufiger. Außerdem kommt es häufiger zu Ausschreitungen.

Das französische Protestereignis schlechthin ist die Französische Revolution. 1789 ging der Dritte Stand auf die Barrikaden. Es folgten Jahrzehnte, die ganz Europa in Atem hielten. Auch wenn Frankreich wieder eine monarchische Staatsform annahm, ist die Tragweite des Prozesses nicht zu unterschätzen.

Auch andere französische Proteste zeigten sich als wirksam: In der Julirevolution von 1830 begehrten Bürger:innen auf. Charles X. musste abdanken, Louis-Philippe wurde neuer König der konstitutionellen Monarchie. Auch 1848 – im Jahr der bürgerlichen Proteste in Europa – kam es zu einschneidenden politischen Veränderungen durch den Mut vieler, auf der Straße für ihre Überzeugungen zu kämpfen. Am 22. Februar 1848 gingen Arbeitende gemeinsam mit Studierenden auf die Straße, nachdem wiederholte Reformen nicht

durchgesetzt wurden. Die Proteste mündeten in der Abschaffung der Monarchie und der Errichtung der Zweiten Französischen Republik.

In der Zeit der Studierendenproteste gingen 1968 neun Millionen Französ:innen auf die Straße. Sie erwirkten eine Mindestlohnsteigerung und eine Gehaltssteigerung.

1986 wurde nach Protesten eine geplante Hochschulreform gekippt, 1996 eine Rentenreform und 2006 die Senkung von Tariflöhnen für Berufseinsteigende.

Die Gelbwesten proteste wendeten sich gegen eine Erhöhung der Kraftfahrtsteuer. Nach den Unruhen wurde auch von dieser Reform abgesehen.

Im Dezember 2020 gingen erneut Zehntausende auf die Straße, um gegen das neue Sicherheitsgesetz zu protestieren.

Die Protestierenden sahen unter anderem den Artikel 24, das Verbot der Verbreitung von Medien mit „identifizierbaren Polizist:innen (...), die deren physische und psychische Unversehrtheit beeinträchtigen“, kri-

tisch, da die Veröffentlichung von Übergriffen der Polizei oft die einzige Möglichkeit ist, um auf Polizeigewalt aufmerksam zu machen und sich gegen diese zu wehren. Nach den Protesten versprach die Regierung, den Gesetzesentwurf noch einmal

Gelbwesten-Proteste fielen durch Gewalt auf

zu überarbeiten. Natürlich spielen bei den genannten politischen Veränderungen neben der Macht der Straße weitere Faktoren eine Rolle, doch die Französ:innen scheinen an die Straße als Kommunikationsmittel zu glauben.

Neben dem historischen Vertrauen in Proteste sind auch die institutionellen Unterschiede wichtig. Die französischen Gewerkschaften sind nicht so stark organisiert wie die deutschen. Unter den acht Dachverbänden sammeln sich insgesamt zwei

Millionen Gewerkschaftsmitglieder. Dabei erreichen die französischen Gewerkschaften einen Organisationsgrad von 6 Prozent, die deutschen 15 Prozent. Der Organisationsgrad zeigt den Anteil der Arbeitnehmer:innen an, die sich in einer Gewerkschaft organisieren. Für französische Streikende gibt es außerdem kein Streikgeld. Das bedeutet, dass – anders als in Deutschland – die Gewerkschaften den Verdienstausfall nicht vergüteten. In Deutschland ist das Recht zu streiken lediglich Gewerkschaftsmitgliedern vorerthalten, in Frankreich ist es ein individuelles Recht, das unabhängig von der Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft garantiert ist. Dementsprechend sind die Anreize, in eine Gewerkschaft einzutreten, geringer. Deutschen Gewerkschaften ist der politische Streik verboten.

Die Polizei in Frankreich hat zudem andere Mittel zur Verfügung, um bei Demonstrationen zu reagieren. In Deutschland dürfen Polizist:innen Tränengas, Schlagstöcke und Pfefferspray anwenden. Ihre französischen Kolleg:innen dürfen Tränengasgranaten und bestimmte Gummigeschossenwerfer einsetzen.

Bei allen Gemeinsamkeiten wird deutlich: Die Protestkultur in Frankreich ist eine andere als in Deutschland und der Streik bleibt ein hochrelevantes politisches Mittel.

Denn der nächste Streik kommt bestimmt.

(jbe)



Personals

dgk: Ich hasse Huren.

nat: Ich stehe hinter allen Huren.

clm: Pro/Contra - Sollte man ungeimpfte Menschen daten?

dgk: Was ist denn Corona?

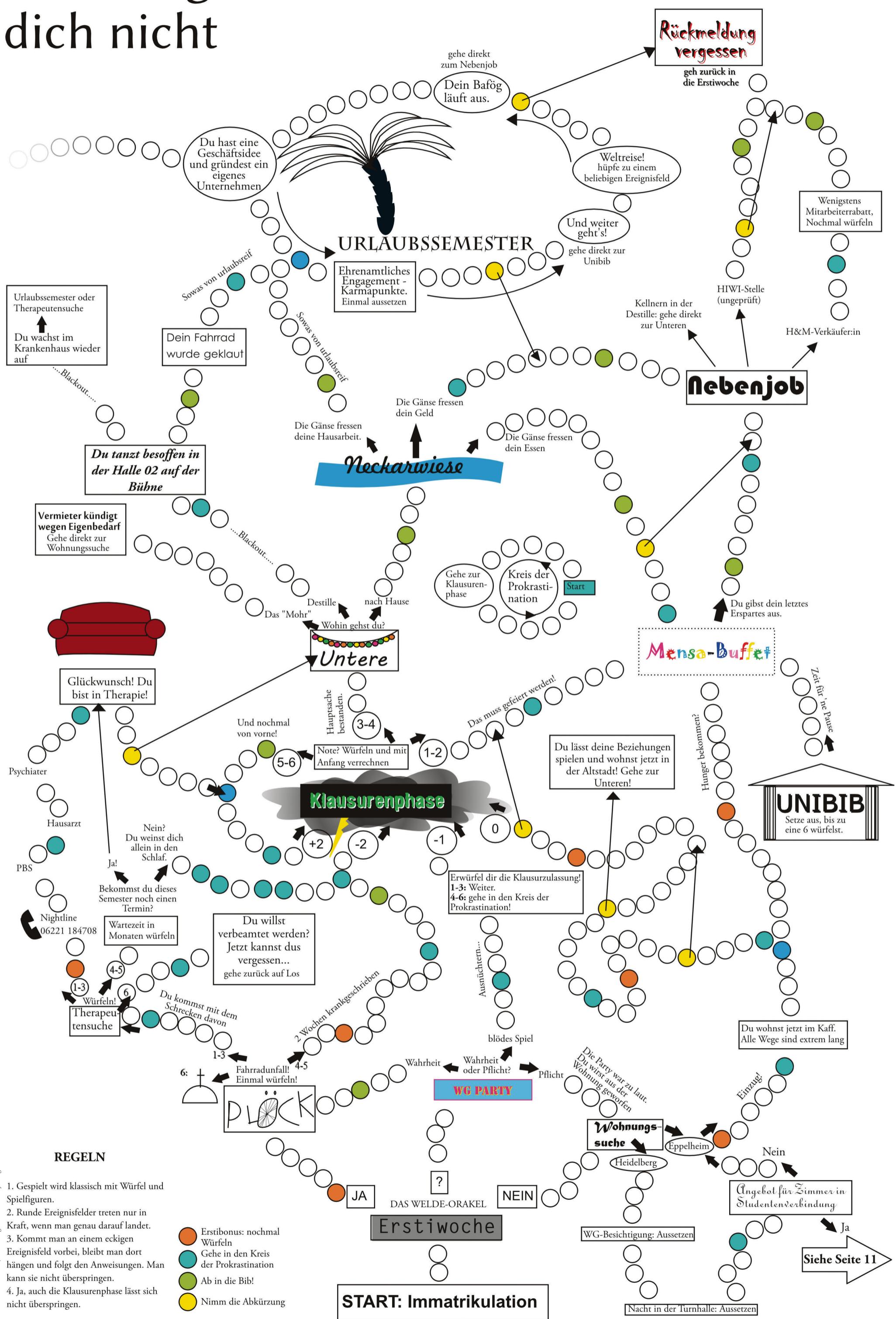
nat: Glossen sind anonym, aber ich hab ja noch deine.

nat: Was ist die Aktualität dahinter? **vim:** Es ist einfach Feuilleton.

nni: Das ist ein Graureiher. **lkj:** Das soll nicht jeder wissen.

nni: Hast du bei dir 30 Zentimeter Platz? **dgk:** Können wir schauen. **nni:** Das hat sich jetzt irgendwie falsch angehört. **dgk:** Naja...können wir trotzdem schauen.

Studi, ärgere dich nicht



Erstellt von oni und lkf, die ihr eigenes Studium jetzt gar nicht mehr so schlimm finden